

Bürgerblatt.

Monatschrift

zur Förderung des Gemeindelebens, zur Belehrung
und zur Unterhaltung

für

Halle und Umgegend.

Herausgegeben

von

J. Hasemann und Fr. Körner.

1848.

März.

Halle,

Druck und Verlag von Gd. Seynemann.

Verzeichnis

der in der Provinz Sachsen
bestehenden Bibliotheken

Verzeichnis

der in der Provinz Sachsen
bestehenden Bibliotheken

1838

1838

Verzeichnis der in der Provinz Sachsen
bestehenden Bibliotheken



I.

Für das Gemeindeleben.

Öffentliche Sitzungen der Stadtverordneten zu Halle

am 24. Januar, am 7. und 14. Februar 1848.

Am 24. Januar hatten sich 22 Stadtverordnete und 18 Zuhörer eingefunden. Zunächst kam die städtische Arbeitsanstalt zur Sprache. Nachdem man die vom Vorsteher der Anstalt beantragte und vom Magistrate befürwortete tägliche Zulage von $\frac{1}{2}$ Pfund Brod für 12—15 männliche Arbeiter in der Zeit des Eishackens bewilligt, aber den Termin des Aufhörens nicht näher bestimmt hatte, erregte die Bemerkung des Referenten Stengel, daß die frühere Polizeybehörde das Terrain vor den Häusern, wo die Arbeiter gemäß den Kontrakten mit den Besitzern verwendet werden, aus Irrthum viel zu klein berechnet habe, zwar Verwunderung, man hielt es aber für bedenklich, den Arbeitgebern die Lohnsätze zu erhöhen, weil sich dann weit weniger Kontrahenten finden würden, obgleich die Bemerkung, daß so die Kommune einzelnen Hausbesitzern unverhältnißmäßig billige Arbeiter liefere, unwiderlegt stehen blieb. Dem Beschlusse der Versammlung, wegen einer in Folge des Brückenbaues zwischen Ammendorf und Skopau einem städtischen Grundstücke durch das Wasser zugefügten Beschädigung gegen den Fiskus einen Proceß einzuleiten, und einer Röhrwasseran gelegenheit folgte, von Sioli angeregt, eine lebhafte Debatte über die Abschätzung der Häuser (zum Behufe der Feuer versicherung). Der eben Genannte behauptete, daß die Ab-

schätzung durchschnittlich zu niedrig sei, so daß den Besitzern der Borg von zureichenden Kapitalien auf Hypothek sehr erschwert werde, und daß das Verfahren der Kommission: ein Mitglied zur oberflächlichen Besichtigung in das Haus zu senden und dessen Taxe zur Unterschrift den anderen Mitgliedern zuzusenden ohne daß sie sich mit eigenen Augen überzeugen, durchaus nicht gebilligt werden könne. Da ein besonderer, genau formulirter Antrag des Beschwerdeführenden nicht hervortrat, so bewegte sich die Diskussion um die Hauptsache, worauf es ankam: die Kommission streng an ihre Pflicht zu erinnern oder neu zusammenzusetzen, mehr herum, als daß sie denselben recht eigentlich in die Mitte stellte. Was die angeblich zu niedrige Taxe betrifft, welcher wir es vielleicht zum Theil verdanken, daß Halle weniger als andere Städte von Feuersbrünsten heimgesucht wird, welche aber auch uns in der That als etwas zu niedrig und auf veralteten Grundsätzen beruhend erscheint, so wird sich vielleicht bald eine andere Sitzung damit beschäftigen, und ins Besondere untersuchen, ob eine Erhöhung dem Kredite der Besitzer wirklich von Nutzen sei, ob dadurch der Werth der Häuser reell steige, oder ob das Schuldenmachen dadurch einen Vorschub erhalte.

Der 7. Februar sah 24 Stadtverordnete auf ihren Plätzen und hatte 55 Zuhörer herbeigelockt. Besonders waren zwei Gegenstände von allgemeiner Wichtigkeit, zunächst die Gehaltserhöhung der städtischen Lehrer. Der Referent Göbdecke verliest zuerst eine ausführliche Petition mehrerer Lehrer an den Magistrat, worin sie unter Anderem den Durchschnitt ihres Gehaltes auf 175 Thaler angeben, und es ergibt sich aus dem weiteren Vortrage des Referenten, daß die niedrigste Besoldung (an der Schule der Vorstadt Petersberg) 130 (?), die höchste (mit Ausnahme des Schuldirektors) nur 260 Thaler beträgt. Der Magistrat will die untersten Stellen bis auf 160 Thaler, die übrigen in demselben Verhältniß erhöhen, und fordert für diesen Zweck jährlich 446 Thaler. Es erhob sich keine Stimme gegen diese Summe, ja man war bereit sie noch höher zu stellen, aber gegen die Vertheilung machten sich wesentliche Bedenken geltend. Namentlich wollte der Referent die jungen, angehenden Lehrer, deren sich immer viele anböten, und welche

einen Sporn für das Aufrücken haben müßten, auf der Position von etwa 140 Thaler belassen und dafür die älteren höher besolden, als der Magistrat vorgeschlagen hatte. Wir wünschen, daß man für die älteren, zugleich verdienten Lehrer bis auf 300 Thaler heraufgehe, um ihnen die Privatstunden zu nehmen und desto größere Kraft für die öffentlichen Lehrstunden zu geben. Der Deputirte des Magistrats, Schulrath Meißner, machte zwar geltend, daß man durch die vorgeschlagene Erhöhung für die Elementarklasse tüchtige Lehrer gewinnen wolle, und daß man bisher den Mangel an brauchbaren Hilfslehrern gefühlt habe; allein die schon angeführten Gründe, so wie die Rücksicht darauf, daß den jüngeren Lehrern die Versuchung zur Gründung eines Hausstandes, welcher sie zeitig in Sorgen stürzte, benommen werden müsse, bestimmten die Versammlung zu dem Beschlusse, über die Vertheilung der bewilligten Summe sich von dem Magistrate eine ihren Ansichten entsprechende Vorlage geben zu lassen.

Wir hätten gewünscht, daß man auf das Verhältniß der Leistungen zu den Besoldungen der Lehrer mehr, als es geschah, eingegangen wäre. Zwar wurde von dem Referenten richtig bemerkt, daß man in den Elementarklassen um so mehr geübte, erfahrene und besser besoldete Lehrer anstellen müsse, je mehr gerade hier diese Gewandtheit erforderlich sei, und wir müssen uns entschieden gegen den Grundsatz erklären, daß die jüngeren Lehrer immer oder meist nur bei den jüngeren Schülern den Unterricht haben sollen, indem ältere Lehrer, meist Familienväter, mit kleinen Kindern besser umzugehen wissen; aber es schien uns nöthig, allgemeine Grundsätze über das Aufrücken der Lehrer in höhere Besoldungen, welches keineswegs mit dem Aufrücken in höhere Klassen gleichzusetzen ist, festzustellen, obwohl natürlich das Urtheil über die einzelnen Persönlichkeiten nicht den Stadtverordneten zustehen kann. Es scheint uns ferner angemessen, an diese Angelegenheit sofort die Frage nach der Pensionirung eines Lehrers anzuknüpfen. Denn nichts ist einer Schule nachtheiliger als ein unbrauchbar gewordener Lehrer, welchen ich mit einem stumpfgewordenen Messer vergleichen möchte, das man nicht wieder scharf schleifen kann; und nichts ist ungerechter, als einen solchen, in seinem schweren Amte alt und

schwach gewordenen Mann länger diese Bürde tragen zu lassen. Vielleicht ist er nicht ohne Weiteres auf Pension zu setzen, sondern in diesem oder jenem städtischen Amte zu verwenden. Aus einem alten Messer, welches seinen Stahl verloren hat, läßt sich noch ein neuer Nagel machen, der keineswegs ein Nothnagel zu sein braucht. Wie an das Ende, so möchten wir auch an den Anfang des Lehrerlebens einen Wunsch knüpfen. Es ist ein Unglück, wenn sich eine Schule einen Lehrer auslädet, der sich nach einiger Zeit als untauglich erweist und den sie dann nicht sobald wieder entfernen kann. Könnte nicht, wie bei anderen Schulen, so auch bei den unsrigen ein sogenanntes Probejahr eingeführt werden, nach dessen Verlauf der Kandidat seine Anstellung erhielt oder auch nicht?

Noch tiefer in den Geldbeutel der Stadt griff der Bau der neuen Straße vom Moritzthore bis zu der merseburger Chaussee, resp. bis zum Thurme in der Leipziger Straße, über welche Jacob das Referat hatte. Schon vor einigen Jahren ist die Anlage dieser Straße oder wenigstens eines Theiles derselben in Anregung gebracht und als Grund dafür die Nothwendigkeit einer leichteren Verbindung zwischen den Bahnhöfen und der Klausbrücke, als sie die engen Leipziger- und Klausstraße gewähren, geltend gemacht worden. Da die früheren Kostenschläge (zuerst ungefähr 8000, dann 13000 Thaler) gering erschienen, so war die allgemeine Stimmung der Bürgerschaft, vielleicht mit theilweiser und zu entschuldigender Ausnahme der Bewohner in den Straßen, welche vermieden werden sollen, für die Ausführung, und der Magistrat bewirkte bei der oberen Behörde die Genehmigung unter gewissen Bedingungen, unter denen sich aber nicht die der Pflicht des Fiskus befand, einen Theil der (Unterhaltungs-) Kosten zu decken. Später jedoch stiegen die Anschläge (für den ganzen Bau) auf die nicht geahnete Höhe von nahe 49000 Thalern bei der Chausseirung und nahe 63000 Thalern bei der Pflasterung, und beiläufig erfuhr man, daß bereits 17000 (Andere meinen sogar 22000) Thaler ausgegeben seien. Da standen doch den meisten Vätern der Stadt die Haare etwas zu Berge und dem früheren hitzigen Bauenthusiasmus ward ein bedeutender Eisumschlag auf den Kopf gelegt. Man erholte sich indessen wieder einigermaßen

von dem Schrecke, als man sich befand, daß ja die obere Straße noch nicht sofort gebaut zu werden brauche, und der Vorschlag des Referenten, für's Erste nur den übrigen Theil zu bauen, fand allgemeine Zustimmung. Indessen belausen sich dem Anschläge gemäß die Kosten dafür immer noch auf die Höhe von mehr als 32000 Thalern, wobei außerdem das Bedenken bleibt, ob, da bereits 17000 Thaler (oder noch mehr) ausgegeben sind, weitere 16000 Thaler (oder 10000) reichen würden, und ob nicht auch an der Moritzbrücke u. s. w. Bauten auszuführen wären.

Es war deshalb natürlich, daß man auf die Vorschläge, an dieser Summe einen Theil zu sparen, weiter einging; und da handelte es sich zunächst um die Frage: ob Chaussée? ob Pflaster? Viele (v. Altenstadt, Korn u. A.) wollten Chaussierung, Andere dagegen (z. B. Stengel, Fritsch) forderten die Pflasterung, wenn auch nicht mit poussirten Steinen (Stengel). Wir meinen, daß diese letztere Art durchaus den Vorzug verdient, da bei einer Chaussée das öftere Abkragen, die öftere Belegung für die Passage höchst hinderlich ist, im Sommer ein unerträglicher Staub entstehen würde u. s. f. Ein Magistratsmitglied (Beeck) hatte ferner in einem Separatvotum vorgeschlagen, den unterirdischen Kanal wegzulassen und Baustellen zu verkaufen. Der Kanal ist indessen bereits zum Theil gebaut und außerdem wegen des Eises im Winter, des Stärkewassers u. s. w. höchst nothwendig. In Betreff der Baustellen vermiften wir ein näheres Eingehen, da es durchaus nicht gleichgültig ist, diese Einnahme zu haben oder zu entbehren. Es müßte nach unserer Meinung die Straße jede unnöthige Breite vermeiden und wenigstens Eine Häuserreihe haben; denn wir dürfen nicht vergessen, daß, wie Sioli bei einer anderen Gelegenheit bemerkte, Halle erst die Idee einer großen Stadt ist, zu der es in der Zukunft werden kann.

Da mehreren Mitgliedern die bisherige Kenntniß von den Einzelheiten des Kostenpunktes nicht genügte, so wünschten sie (namentlich Schwetschke), daß das Detail noch durch eine verstärkte Kommission geprüft und dann erst über die Beschaffung des Geldes abgestimmt werde. Diesem Verlangen stellte der Vorsteher die Bestimmung des Reglements entgegen,

daß, weil bereits eine Kommission darüber berathen habe, heute nur die Majorität über den Aufschub des Beschlusses über die Höhe der Anleihe entscheiden könne; und diese Entscheidung fiel mit 13 (?) gegen 11 Stimmen für die sofortige Bestimmung der Anleihe aus.

Uebrigens hätte man ja doch die schon ausgegebenen 17000 (oder 22000) Thaler bewilligen müssen, falls — was wir nicht erfahren haben — nicht schon der Magistrat durch die Stadtverordneten ermächtigt war, vorläufige Ausgaben bis zu einer gewissen Höhe zu machen. Derselbe Umstand ist bei dem Vorschlage Hensels, nicht eher das Geld zu bewilligen, als bis man wisse, ob der König (dessen Gnade oder Fiskus?) zu der Unterhaltung beisteuern wolle — eine Aussicht, welche ziemlich trübe ist, namentlich da die Posten nicht genöthigt sind die neue Straße zu benutzen.

Da man nun die Nothwendigkeit einer künftigen Weiterführung der Straße nicht leugnen konnte, so handelte es sich ferner darum, ob man bei der Behörde sofort um die Erlaubniß zu einer Anleihe von 60000 (resp. 63000) oder nur erst von 30000 (resp. 34000) Thalern einkommen solle. Hauptsächlich waren es der Deputirte des Magistrats, Wucherer, und Jacob, welche für das Erstere kämpften, indem sie hervorhoben, daß damit durchaus noch nicht die wirkliche Emission der vollen Summe von 60000 Thalern Schuldscheine ausgesprochen, sondern diese dem Bedürfniß der Zukunft vorbehalten sei; man dürfe diese Begriffe, wie es geschehen sei, nicht verwechseln und vermengen. Dagegen ward geltend gemacht, daß man bei der Bitte um 60000 Thaler eine Art Verpflichtung übernehme und die Fähigkeit der Stadt zum sofortigen Baue der ganzen Strecke ausspreche, daß der Kredit der Stadt dadurch gefährdet, der Kurs der Papiere herabgedrückt werde u. s. f. (Fritsch, Gödecke, Schwetschke). Durch diese Gründe bestimmt, beschloß die Versammlung fast einstimmig, daß vorerst nur eine Anleihe von 30000 Thalern gemacht, resp. die Erlaubniß dazu nachgesucht werden sollte. — Wir stimmen zwar der Meinung Wucherer's und Jacob's bei, befürchten auch für eine Stadt, welche bereits 300000 Thaler Kriegsschulden abgezahlt hat,

keine Kreditgefahr, möchten aber die Frage aussprechen, ob nicht durch diese neuen mit 4 Procent zu verzinsenden Schuldscheine die $3\frac{1}{2}$ procentigen im Kurse fallen und deren Inhaber einen Verlust erleiden werden. Wir glauben, daß diese Gläubiger nicht ganz im Unrechte sind, wenn sie fordern, daß ihre Zinsen ebenfalls auf 4 Procent heraufgesetzt werden. Dagegen stimmen wir unbedingt für den Bau der ganzen Straße, so bald als es möglich ist. Denn der Bau des Damms über die Saalniederung, der vermehrte Verkehr auf der thüringer Bahn, namentlich nach der Anlage der weißenfels-geraer, der Bau des Eisenweges nach Nordhausen und andere Mächte versprechen unserer Stadt eine Bedeutung, die sie vielleicht jetzt noch nicht ahnt.

Ueber die Forderung, daß der Klassensteuererlaß, welcher durch höhere Verordnung den unbemittelten Kriegern aus der Befreiungszeit zu Theil geworden ist, auch der städtischen Bevölkerung zu Gute komme, ging man wol deshalb schnell hinweg, weil man glaubte, daß ein derartiges Gesuch von den Behörden, die es schon abgewiesen hatten, weil der Staat sich eine so starke Ausgabe nicht aufbürden könne, wiederholt würde abgeschlagen werden. Wir hoffen zu dem Gerechtigkeitsfinne unserer Staatsbehörden, daß sie Mittel und Wege finden wird, auch den Bewohnern der mahl- und schlachtsteuerpflichtigen Städte die Wohlthat jener dankenswerthen Anordnung zu Theil werden zu lassen.

Es ist außerdem zu bemerken, daß durch das Referat des Hauptmannes v. Altenstadt über die Armenkassenverwaltung die Fragen, welche am 10. Januar d. J. unbeantwortet geblieben waren, genügend erledigt wurden.

Am 14. Februar (19 Stadtverordnete, 21—25 Zuhörer) war zunächst von allgemeinerem Interesse der Antrag Hensels, daß man, um frühere Fehler gut zu machen, den Fiskus angehen möge, den hohen Wege Zoll bei Nietleben, welcher besonders den hallischen Kohlenfuhrleuten beschwerlich sei, fürdiese zu erniedrigen, resp. den Zuschlag aufzuheben. Dagegen nahm der D. B. Vertram den Vergleich der Stadt mit dem Fiskus in Schutz, und bemerkte, daß die Stadt ohne denselben das Pflastergeleitgeld verloren und die 160,000 Thaler kostende Brücke hätte bauen müssen. Der

Untrag kam in das Protokoll, wo er bis zu besseren Zeiten schlafen soll. Demnächst zog unsere Arbeitsnachweisungsanstalt, über welche zuerst Borsdorf sein Urtheil abgab, die Aufmerksamkeit auf sich. Da wir über diesen Gegenstand einen besonderen Artikel bringen, so wollen wir ihn hier nicht weiter verfolgen. — Große Heiterkeit erregten die Mittheilungen Runde's über die 70 Klaster Holz (d. h. Wurzeln), welche im vorigen Jahre von dem Fiskus den Armen unserer Stadt geschenkt worden waren. Da die Verwerthung 80 Thaler gekostet und die Forstkasse für ihre baaren Auslagen noch 75 Thaler gefordert hatte, gegen welche vom Magistrat vergeblich bei dem Minister remonstrirt worden war, so meinte man, daß dies Geschenk, zumal da man die Bedingungen gewußt, gar nicht hätte annehmen sollen. Doch wurde anerkannt, daß den Armen ein Vortheil dadurch zugeflossen sei, und so ergab man sich in das Unvermeidliche. — Ein Antrag Hensels auf Wildpretsteuer ward bis auf bevorstehende Verpachtung der Jagd zur Erledigung vertröstet.

Allgemeine Freude erregte die Mittheilung Jacobs, daß die Koncession einer Eisenbahn von Weissenfels nach Gera, welche für unsern Getraidehandel von größter Wichtigkeit ist, gesichert sei, und wir votiren hiermit dem um diese Angelegenheit sehr verdienten Manne, so wie dem G. R. Wucherer und Anderen den öffentlichen Dank der Stadt.

Bei dem Referate Jacobs über den revidirten Entwurf eines Statuts für Halle, wobei uns Uneingeweihten eine gleich an den Anfang gestellte kurze Erklärung desselben so wie seines Erscheinens in der Versammlung sehr lieb gewesen wäre — was wir zugleich für andere Gegenstände bemerkt haben wollen — folgten wir mit großer Spannung den Verhandlungen über die Frage, ob man das Recht eines Bürgers, Stadtverordneter zu werden, fortan nicht von 600, sondern von 500 Thalern Einkommens oder einem noch niedrigeren Satze abhängig machen solle, vorausgesetzt die Genehmigung der Behörde. Schwetschke, Jacob und Andere kämpften für diese wahrhaft liberale Bestimmung, welche auch dem ärmeren Bürger, der ein tüchtiger Stadtverordneter sein

kann, dieses Recht gibt — aber umsonst, denn Andere (Bertram, Fritsch, Gödecke, v. Altenstadt u. A.) meinten, daß die Zahl der Wohlhabenderen schon groß genug sei, um die Stühle der Stadtverordneten zu besetzen. Wir hätten diese Ausschließung der Capacitäten, weil sie zufällig um 10 Thaler ärmer sind als Nichtcapacitäten, (mit 10 gegen 9 Stimmen) um so weniger erwartet, als man zuvor für das Bürgerrecht den niedrigeren Satz von 800 Thalern (Besitz) gegen den höheren (1000 Thaler) in Schutz genommen hatte. Indessen können wir für die konservative Partei die bisherige Praxis anführen, wonach man namentlich in den Fällen, wo ein Bürger ohne Schuld in seinem Einkommen gesunken ist, ausnahmsweise bis auf 500 Thaler herabgegangen ist. Auch wollen wir diese Abstimmung nicht der Furcht in die Schuhe schieben, ihre Plätze zu verlieren, und wir würden selbst in einiger Verlegenheit sein, die niedrigste Grenze zu bestimmen. Indes meinen wir, daß ohne Bedenken auf 400 Thaler herabgegangen werden kann. — Die darauf folgende Debatte über die Streitfrage: wiesern der Magistrat ein Bestätigungsrecht bei den durch die Stadtverordneten gewählten Deputationen habe, woran sich besonders Jacob, Fritsch, Schwetschke, Gödecke gegen den D. B. Bertram bethelligten, welcher jenes Recht im ganzen Umfange forderte, glauben wir nicht in ihre Einzelheiten verfolgen zu müssen, und wird zu seiner Zeit die Entscheidung der höheren Behörde mitgetheilt werden.

Schließlich sprechen wir unsere Freude darüber aus, daß die Betheiligung des Publikums in der letzteren Zeit gewachsen ist, so wie die Behauptung, daß es für künftige Stadtverordnete keine bessere Schule gibt als den Raum vor den Schranken. Ja es scheint uns fast ein Hohn auf die neue Einrichtung, wenn Bürger als Kandidaten für die Sitze der Stadtverordneten auftreten oder solche annehmen, ohne sich je um ihre Verhandlungen bekümmert zu haben. — Sollte es uns möglich sein, so werden wir in Zukunft bei wichtigen Abstimmungen die Namen der für und wider Stimmenden bringen.

Sasemann.

Zur Geschichte der neuesten religiös-kirchlichen Bewegungen, deren Mittelpunkt Halle gewesen ist.

Der Prospekt des Bürgerblattes hat durch die in ihm ausgesprochene Bestimmung, daß religiöse und politische „Streitfragen“ ausgeschlossen sein sollen, vielfach zu der Meinung Anlaß gegeben, als wollten wir überhaupt die Politik und die Religion fern halten. Dies ist eine falsche Voraussetzung, welche wir einmal thatsächlich durch einschlagende Artikel, und dann sofort hier durch die Frage widerlegen wollen, ob denn Jemand der Meinung sein könne, das ganze, volle bürgerliche Gemeindeleben, mit seinen Thatsachen, seinen Schicksalen, seinen Bestrebungen, seinen Leiden, seinen Freuden zu erfassen und zu schildern, wenn er so wesentliche Bestandtheile, wie Politik und Religion sind, ganz außer Rechnung lassen will; ob denn der Zephyr oder der Orkan, der durch des Lebens Aeolsharfe rauscht, noch ein vollständiges harmonisches Tonstück gebe, wenn man diese zwei Saiten zerschnitten hat! Wenn es die Politik mit den großen Verfassungsfragen der Staaten, mit dem Gesamtwillen der Nationen u. s. w. zu thun hat, wenn die Religion nichts Geringeres als der Versuch ist, die ungeheure Frage nach der Stellung des Einzelnen (des Menschen) zu dem Weltall (Gott) zu lösen, wahrlich so würde der Bürger, der Mensch, den wir ohne Politik und Religion bilden und zeichnen wollen, ein Mann sein, welchem man das Herz und das Gehirn, einen Fuß und einen Arm genommen hätte. Es war daher nur unsere Absicht, gehässige Streitfragen, persönliche Zänkereien auszuschließen und die Politik wie die Religion von einem unparteiischen Standpunkte aus zu behandeln, welcher dem Betrachtenden einen größeren Horizont gibt, als der ist, welcher nicht über kleintliche Leidenschaften, nicht über die bloßen Vorwürfe, feig, oder über das bloße Lob, muthig zu sein, nicht über diejenigen Gesinnungskategorien hinauskommt, welche zufällig von einem vielleicht etwas beschränkten Subjekte hergenommen sind. Damit wollen wir aber nicht gesagt haben, daß wir meinen parteilos bleiben zu können; wir nehmen auf das Entschiedenste Partei gegen jede unberechtigte Bevormundung von Seiten des

Auktoritätsglaubens, gegen jede Beschränkung der Religionsfreiheit, gegen jede Zumuthung, den Wunderglauben mit in den Kauf zu nehmen, wenn man religiös, wenn man ein Christ sein wolle, so wie für die unbedingte Freiheit des Gedankens und der Kritik in Sachen der Religion und der Kirche. Die folgende geschichtliche Darstellung wird Zeugniß von diesen Grundsätzen geben.

Es ist seit langen Zeiten eine Eigenthümlichkeit des gemüthlichen Sachsenvolkes, daß es an politischen Fragen wenig, desto mehr an religiösen Antheil nimmt, und es läßt sich diese Erscheinung genugsam erklären durch die Reformation, welche von Wittenberg ausging, durch die Traditionen und Erinnerungen, welche dieses Wasser bis in die Gegenwart fortgeleitet haben. Das Königreich Sachsen hat zwar, als es Zeit war, daß der zum guten Theil abgestorbene Rationalismus durch einen andern Gährungsstoff ersetzt werde, eine Wendung nach der Politik hin durch die 1830 erlangte Konstitution gemacht, aber das preussische Sachsen, dessen Landtage an dem Volke fast ganz spurlos vorübergingen, ist noch eine lange Zeit der religiösen Fahne treu geblieben, und die neuen großartigen Gedanken der hegelschen Philosophie, auf welche man an der Meise und Weiseritz einen zu hohen Eingangszoll legte, propften sich belebend auf die abgestorbenen Zweige. Es ist vielleicht auf der ganzen Erde kein Land, wo so viel über Religion gesprochen und geschrieben wird, wo die religiöse Bildung und Kenntniß so tiefe Wurzel geschlagen hat, wo der Barometer freisinniger Ansichten so hoch steht, als in der Provinz Sachsen. Von den freien evangelischen Gemeinden, welche wir jetzt in Deutschland haben, fallen die meisten und bedeutendsten (Magdeburg, Nordhausen, Halberstadt, Halle) in den Sprengel des Konsistoriums von Magdeburg.

Als anfänglicher Mittelpunkt aber dieser Bewegungen steht Halle da, welches in die Erbschaft der alten Lutherstadt getreten ist. Halle ist von den Tagen seiner Universität an bis auf den heutigen eine theologische Stadt gewesen. Hier war es, wo der anfangs wohl berechnete Pietismus neue Lebensfunken in das verknöcherte Herz der alten Orthodoxie warf, wo ein Thomasius das Salzwasser seiner Rede in die Hexen-

flammen goß, wo ein Wolff in den Schaafstall der Seligkeit die Thür der Philosophie brach, und diese dadurch von der Theologie emancipirte, wo ein Semler das Feuer der kritischen Batterien gegen die Inspiration der Bibel eröffnete, wo ein Niemeyer der Lehrer Deutschlands wurde, wo ein Gesenius auf Semlers Arbeiten weiter baute und sie ergänzte, wo ein Wegscheider durch das einfache Wort der Wahrheit, nicht durch persönliche Bestechungskünste dem Nationalismus das Haus eines Systems erbaute, und der Altmeister der protestantischen Freunde ward. Auf der Leiter dieser Namen sieht der Hallenser gern und mit Freuden die Geschichte seiner Stadt von der Erde in den Himmel steigen.

Aber es liegen in dieser Entwicklungsgeschichte zugleich die Gründe zu dem Spiritualismus oder zu der einseitig geistig-wissenschaftlichen und theoretischen Richtung, welche sich nur allzuleicht dabei beruhigt, auf dem Felde des Wortes ihre Schlachten zu schlagen, und die Praxis, die Gestalt des äußeren Lebens anderen Leuten überläßt. Die schöne Rede ist zwar auch eine That, aber eine halbe. Wenn nun seit etwa einem Jahre die praktischen Interessen sich allerdings mehr in den Vordergrund gestellt haben, so sind es nicht sowol die religiösen als vielmehr die politischen gewesen; und der Geist der Deffentlichkeit bricht sich mehr und mehr die Bahn, schafft sich mehr und mehr einen Leib! Indes von dem politischen Leben unserer Stadt wollen wir ein andermal reden; hier haben wir es mit dem religiös-kirchlichen zu thun.

Vielleicht überwinden wir später die Scheu, von unseren jetzigen religiösen Zuständen und Persönlichkeiten ein Charaktergemälde zu entwerfen und sie zu portraittiren. Ehe sie aber uns dazu sitzen oder stehen, sollen sie zuerst gehen. Wir werden daher zunächst den geschichtlichen Ereignissen, welche seit dem Auftreten der protestantischen Freunde im Jahre 1841 auf der Bühne unserer Stadt ihre Rollen gegeben haben, die Parade abnehmen. Doch soll dabei nicht allzustreng auf die Form gesehen werden: das eine Korps mag in Rotten, das andere in Kompagniefront, das dritte in Bataillonskolonne vorbeirücken, das eine schnell, das andere langsam. Noch weniger ängstlich wollen wir darauf halten, daß in der Minute genau 108 Schritte gemacht

werden, und daß jeder genau 2 Fuß 4 Zoll, preussisches Maas, lang sei. Die Geschichte trägt keine Paradeuniform.

(Die Fortsetzung folgt wo möglich im nächsten Hefte.)

3.

Bericht über die Bürgerversammlungen im Jan. und in der ersten Hälfte des Febr. 1848.

Die beiden Bürgerversammlungen, welche im Januar gehalten wurden, waren zwar minder zahlreich besucht als die früheren, doch mag hiervon sowohl die Festzeit große Schuld getragen haben, als auch der Umstand, daß den angekündigten Vorträgen die Mannigfaltigkeit fehlte. Der Ordner Hr. Dr. Buhle hatte sich der schweren Mühe unterzogen, die Unterhaltung der Versammlung fast ganz aus eignen Kräften zu beschaffen. So lobens- und dankenswerth ein solcher Eifer ist, so dürfte er doch den Nachtheil mit sich führen, daß die Unterhaltung einseitig und daher minder anregend wird. Jeder Mensch hat sein Steckensperd; der Eine spricht gern über ein Thema, welches dem Andern weniger interessant ist, und so werden Alle von Einem selten befriedigt. Treten dagegen mehre Redner auf, so werden nicht nur verschiedene Gegenstände besprochen, verschiedene Gesichtspunkte genommen, sondern die Gesellschaft selbst wird durch die Mithilfe mehrer ihrer Mitglieder stärker betheiligt. Da die Bürgerversammlungen zugleich auch Uebung im Reden verschaffen sollen, so ist es nothwendig, daß in jeder Versammlung Mehrere nach einander Vorträge halten.

Der Hr. Dr. Buhle behandelte zuerst das von ihm öfter angeregte Thema über die Verminderung der Beerdigungskosten, um hierauf Vorschläge zu einer passenden Inschrift über das Gottesackerthor folgen zu lassen. Außerdem ließ er die Gesellschaft in sehr interessanter Weise einige Blicke in das Reich der Natur thun. Die Naturwissenschaft ist gegenwärtig so wichtig, dabei so anziehend, daß Vorträge über solche Theile derselben, die in das gesellige und gewerbliche Leben eingreifen, öfter gehalten werden sollten. Doch müßte man dabei eine bestimmte Ordnung befolgen, damit sich der Hörer in dem weitläufigen Gebiete dieses Wissens zurecht findet.

Für die nächste Periode wurde der Hr. Glasermeister Heckert zum Ordner gewählt.

Der Ordner brachte in der ersten Februarversammlung, die trotz des schlechten Wetters ziemlich zahlreich war, einen Gegenstand zur Sprache, der in der That eine wiederholte reisliche Ueberlegung verdient. Er theilte nemlich seine Ansicht über die Mittel und Wege mit, wie das Eis in unsern Straßen zu vermindern sei. Da sich dieses meist deswegen an einzelnen Punkten so sehr anhäufte, weil ein Drittel des Röhrwassers ablaufe und also gefriere, so werde man das Augenmerk zuerst darauf zu richten haben, wie man den Ueberfluß des Röhrwassers durch besondere Abzugsröhren wegchaffen könne, ohne dabei die Straßen zu überschwemmen. Leider ging man auf diesen Gegenstand nicht recht ein.

Der Ordner ging daher auf ein andres Thema über, welches die Stadtverordnetenversammlungen bereits erwogen haben, indem er seinen Zweifel aussprach, daß die zu erbauende neue Straße nach dem Leipziger Thore die Uebelstände des Verkehrs verringern werde, welche die engen Stellen der alten Leipziger Straße verursachen. Denn da nur das Frachtfuhrwerk die neue Straße benutzen soll, die Kutschen und Droschken aber nach wie vor die alte Straße auf- und abfahren, so bleibt natürlich die alte Unbequemlichkeit. Um diese aber zu beseitigen, müsse man durch die ganze Leipziger Straße Trottoirs anlegen, so daß der einzige Engpaß, die Straßenenge bei La Baume's Haus, als unverbesserlich übrigbleibe, den man also etwa als einen Brückenübergang betrachten müsse. Freilich blieben die Freitreppen ein gewaltiges Hinderniß für die Anlegung von Trottoirs, da es fraglich sei, ob die Hauseigenthümer zu deren Hinwegnahme gezwungen werden könnten.

Hr. Hensel versicherte, daß es allerdings eine gesetzliche Bestimmung gebe, der zu Folge weder bei Neubauten noch bei Reparaturen Freitreppen gestattet wären; doch sei dies Gesetz leider nicht immer befolgt, da z. B. am Richterschen Hause die Freitreppe wieder hergestellt sei.

Diese Nichtachtung bestehender Verordnungen rügte auch Herr Heckert, da ja noch viele sogenannte Drachen zu sehen sind, die das Wasser von den Dächern mitten auf die Straße

schütten, obschon diese Art von Dachrinnen gesetzlich verboten ist.

Hr. Hafemann bemerkte, daß, wenn es sich blos um die enge Passage in der Leipziger Straße handle, man das Haus von La Baum u. s. f. ankaufen könne; allein die neue Straße hätte auch eine andere, größere Bedeutung. Der Ordner wiederholte, daß er Trottoirs für hinreichend hielte, um alle Unannehmlichkeiten der Passage zu beseitigen. Herr Hensel stimmte dieser Ansicht insofern bei, als das Trottoir bei La Baum alsdann erhöht und von diesem bis zur Marktecke ein Gleis angelegt werden müßte. Herr Le Beau kam noch einmal auf die erzwungene Wegnahme der Freitreppen zurück, welche er aus dem Grunde verwarf, da sie ein Eingriff in das Privatrecht des Hausbesitzers sei. Man sprach hierauf noch Etwas hin und her, ohne jedoch zu einer Einigung der Ansichten zu gelangen. —

Vielleicht wäre man zu einem bestimmteren Ergebnis gekommen, wenn man die beiden Fragen, welche im Thema enthalten sind, getrennt und nach einander besprochen hätte. Man mußte zuerst fragen: Ist eine neue Straße nothwendig? und dann: Wie soll, falls diese Frage bejaht wird, der Verkehr in der Leipziger Straße erleichtert werden? Zum Beweis der Nothwendigkeit der neuen Straße hat man zwei wesentliche Gründe unerwähnt gelassen. Denn einestheils wird die neue Straße der gesunden Landluft freieren Zugang gestatten und viel zum schnelleren Abtrocknen niedrigliegender Stellen dienen, andererseits ist man mit der neuen Straße schon so weit vorgeschritten, daß man das begonnene Werk nicht darf fallen lassen. Für die Leipziger Straße sind Trottoirs eine leicht herzustellende Vermittlung des gefahrlosen Verkehrs für Fußgänger. Da die Freitreppen das einzige Hinderniß für denselben sind, so muß das Privatrecht dem allgemeinen Wohl zum Opfer gebracht werden.

Nach Beendigung des Kapitels über die Straßenverbesserung forderte der Ordner den Herrn v. Altenstadt auf, seinen Vortrag über einen Anti-Thierquälerei-Verein zu halten; da der Aufgerufene jedoch nicht zugegen war, so ergriff Herr Lindner

das Wort, um sich gegen dergleichen Vereine auszusprechen, da sie ohne Macht gegenüber dem Recht des Einzelnen wären.

Hr. Hasemann, welcher an der Stelle des Herrn v. Wtenstadt die Angelegenheit für einen kurzen Vortrag in die Hand nahm, widersprach ihm und hob unter andern den moralischen Einfluß hervor, den das bloße Bestehen eines solchen Vereines ausübe. Nachdem Mancherlei dafür und dagegen bemerkt war, schloß Herr Hensel die Debatte mit der Andeutung, daß man zuvor wichtigere und nothwendigere Dinge ausführen und vor allem dahin wirken müsse, daß keine Menschenquälerei mehr vorkomme. Wie sehr aber der Mensch leiden müsse, erfahre man jetzt aus Schlesien, so daß dem Redner ein Verein gegen solche Uebelstände viel nothwendiger scheine als der vorgeschlagene gegen Thierquälerei.

Zum Schluß hielt Hr. Hasemann einen längeren Vortrag über das Verhältniß der Geburten und Sterbefälle des vorigen und jetzigen Jahrhunderts, zu welchem Zwecke er die Listen der Kirchenbücher für die letzten 150 Jahre verglichen hatte. Als Fortsetzung versprach der Redner Mittheilung seiner Auszüge aus den Kommunikantenlisten und den Verzeichnissen der Trauungen.

Fr. Kr.

Merkwürdigkeiten von Halle.

Es giebt bei uns gar mancherlei wunderbare Merkwürdigkeiten, von denen ich nur Beispielsweise einige anführen will. Trotz der Furcht, die man vor Feuer hat, besitzen wir noch keine Feuerordnung; bei Schlittenfahrten ist es erlaubt, jedem Menschen, ohne Ansehen der Person und des Geschlechts, mit der langen Peitsche auf offener Straße um die Ohren zu schlagen; Düngerhaufen liegen hier und da fast den ganzen Vormittag auf der Straße; Stärkefabrikanten haben das Vorrecht, ganze Straßen mit ihrem Stärkewasser auch den Tag über zu parfümiren u. s. w. Es giebt also viel Merkwürdigkeiten, aber die interessantesten sind unsre Neubauten. Unfre Verschönerungskommission hält nemlich noch an dem alten heid-

nischen Lehrfage fest, daß die Krumme Linie die Schönheitslinie sei. Um aber diese altgriechische Ansicht zur romantischen umzuformen, hat man in Halle aus der krummen Linie eine schiefe gemacht. Krumm oder schief sind daher nicht nur unsre alten Häuser und Straßen, sondern auch die neuen. Schief zur Nachbarschaft steht die neue Post, schief das Schauspielhaus sammt seiner ganzen Nachbarschaft, schief die Gebäude vorm Steinthor, ohne Symmetrie unsre Bahnhofsgebäude, schief selbst Ambergers frei im Felde liegende Behausung. Man könnte sich also versucht fühlen zu sagen: „Halle ist schief gewickelt!“ und dabei noch an manches Andre zu denken.

Sr. Kr.

Deffentliche Müge.

Es haben sich an vielen Orten Vereine gegen Thierquälerei gebildet, welche unser Bürgerblatt freudig als Thatsache einer vorgeschrittenen Gesittigung begrüßt und ihnen insofern beiträgt, als es jede Grausamkeit zur Deffentlichkeit bringen wird, die gegen Thiere oder Menschen verübt ist.

Wir dürfen bei den Versicherungen, daß unser Jahrhundert ein besseres und gebildeteres sei, als das vergangene, nicht stehn bleiben, noch weniger sollen wir uns dem Glauben hingeben, daß eine erhöhte Bildung und ein gesteigertes Wissen auch eine erhöhte Sittlichkeit erzeugt habe, bevor wir Thaten aufzeigen können. Ein wirklicher Fortschritt der Sitte ist es aber, wenn die nachfolgende Thatsache in der Voraussetzung mitgetheilt werden darf, daß die Leser denselben Abscheu, dasselbe Entsetzen theilen, welches der Unterzeichnete empfunden hat, als ihm diese That mitgetheilt wurde.

Einen Richterstuhl der Humanität und Sittlichkeit wollen wir daher im Bürgerblatt errichten, der denen ein Schrecken sein soll, die das Gefühl der Bürgerschaft durch Rohheit und Unmenschlichkeit verletzen, und wir hoffen dadurch jeder Barbarei kräftige Schranken zu setzen. Wenn wir diesmal den Namen jenes Gefühllosen, dessen That wir im Sinne haben,

Bürgerblatt 1848.

8

nicht nennen, so geschieht dies mit der Warnung, daß fortan Jeder namhaft gemacht und der öffentlichen Verachtung Preis gegeben wird, der die Sitte und die Bildung unsres Jahrhunderts so schamlos verlegt.

Es ist in der Stadtverordneten-Versammlung mitgetheilt, daß ein Einwohner von Halle mitten im Winter Sperlinge gefangen, sie gerupft und dann wieder fortgejagt habe. Die Geschichte ist kurz, die That grauenvoll. Jedes Menschenherz muß sich empört fühlen über diese raffinierte, nutzlose Grausamkeit gegen ein schwaches, wehrloses Thier. Die Kannibalen auf Borneo sind weniger grausam, wenn sie den Eier stückweis braten und verzehren, ohne ihn vorher zu tödten, denn solch ein Thier stirbt bald an Blutverlust und Schmerz, und der Dayocke nährt sich von dem Fleische; aber der gerupfte Vogel muß sich unter namenlosen Schmerzen zu Tode quälen und nützt mit seiner Todespein Niemand.

Fr. Kr.

Die Arbeitsnachweisungs-Anstalten in Deutschland.

Eine Verhandlung der Stadtverordneten zu Halle am 14. Februar ds. Js. über die genannten Anstalten, ins Besondere über die zu Halle bestehende, veranlaßt mich, unsrem Blatte einen vorläufigen Auszug aus einem größeren Artikel, welcher demnächst von mir in der statistischen Zeitschrift des Freiherrn von Reden erscheinen wird, einzuverleiben.

Die ersten Anstalten dieser Art, deren reiner Begriff es ist, den Arbeitslosen Beschäftigung bei Arbeitgebern zu vermitteln, sollen in Nordamerika, namentlich in Boston, entstanden sein. In Deutschland war es zuerst Dresden, welches vermittlest eines Privatvereines 1840 den Gedanken zur Ausführung brachte. Es sind seit dem Bestehen der Anstalt bis Ende 1847 expedirt worden 7803 Arbeitsgesuche, und zwar von 2915 männlichen und 4888 weiblichen Arbeitern, ferner 13130 Arbeitergesuche, wovon 5341 auf männliche und 7789 auf

weibliche Arbeiter gingen, endlich 11618 Arbeitsnachweisungen, nämlich 4647 an männliche und 6971 an weibliche Arbeiter. Die Anstalt beschäftigt sich auch mit Diensthöten, obwohl die Zahl der durch sie versorgten Leute dieser Klasse von Jahr zu Jahr sich vermindert hat, sowie überhaupt die Arbeitsuchenden und die Nachweisungen herabgegangen sind. Die Kosten betragen jährlich im Durchschnitt 350 Thaler. — Um 4. Februar 1844 folgte Leipzig nach, wo die Armendirektion die Sache in die Hand nahm. Vom 1. Februar 1844 bis Ende 1846 suchten Arbeit 3289 Personen, wurden Arbeiter gesucht 15317, erhielten Arbeit 14602 Personen (oder vielmehr: wurden einzelne Arbeiter nachgewiesen und angenommen). Die meisten gesuchten Arbeiter waren Frauen, und zwar auffallend viel Scheuerfrauen, im Jahre 1846 allein 1386. Ob man wohl in Halle so viel scheuert? Die Unterbringung von Diensthöten ist ausgeschlossen. Die jährlichen Kosten beliefen sich auf 630 Thaler. — Von dem Arbeitsnachweisungs-Bureau zu Halle, welches, im September 1845 eröffnet, das dritte in Deutschland war, wollen wir am Ende sprechen.

Am 2. Januar 1846 errichtete Breslau seine Arbeitsnachweisungs-Anstalt, welche von der Armendirektion abhängig ist. Der Bericht derselben vom 6. Februar 1847 sagt, daß in der bis dahin abgelaufenen Zeit sich 950 Personen — 640 männliche, 310 weibliche — als Arbeitsuchende gemeldet haben; aber nur 316 erhielten Arbeit nachgewiesen, und von diesen wiederum traten nur 143 die nachgewiesene Arbeit an, nämlich 99 männliche und 44 weibliche Personen. Auch Diensthöten erhielten durch die Anstalt Nachweisungen. — Prag folgte am 2. Januar 1847. Von diesem Tage an bis zum 31. Dez. 1847 wurden 1506 Arbeiter, nämlich 1164 männliche und 342 weibliche, verlangt; es meldeten sich um Arbeit 2893 Personen, nämlich 2091 männliche und 802 weibliche; Arbeit erhielten 1470, nämlich 1133 männliche und 337 weibliche. Im Januar 1847 meldeten sich 1215 Arbeiter und nur 26 erhielten Arbeit. Später stellte sich Angebot und Nachfrage fast ganz gleich; aber die absoluten Zahlen sanken für beide immer mehr herab, so daß im Dezember nur 35 Personen Arbeit erhielten. Das unter der Armendirektion stehende Institut befaßt

sich nicht mit der Vermietung von Diensthoten. — In Düsseldorf ward am 10. Februar 1847 durch eine Privatgesellschaft das „Adress-Comptoir“ errichtet, und zwar mit gutem Erfolge. Es wurden von dem genannten Tage an bis Ende Oktobers in demselben Jahre 1946 Arbeitsgesuche, und zwar 544 von männlichen, 1382 von weiblichen Personen, aufgezeichnet. Die Zahl der Arbeitsnachweisungen für männliche Arbeiter war 197, für weibliche 940, wovon allein als Strumpfftrickerinnen 453 verwendet wurden. Die Düsseldorfer Anstalt ist diejenige, welche sich die weitesten Grenzen gezogen hat; denn sie berücksichtigt nicht bloß Diensthoten, sondern auch Arbeiter des Auslandes, während von den übrigen Städten höchstens zwei über den engeren Kreis der am Orte „wesentlich Wohnhaften“ hinausgehen.

In Stettin errichtete am 3. Dez. 1847 der Centralverein für die Armenpflege ein gleiches Bureau, in welchem vom 3. bis 25. Dezember 1847 sich 1611 Personen um Arbeit meldeten, darunter 1382 männliche und 229 weibliche; aber nur 68 erhielten Arbeit, nämlich 42 männliche und 26 weibliche. — Zu Berlin kam im Januar durch Communalmittel eine Arbeitsnachweisungs-Anstalt zu Stande, welche jährlich für 2 Vorsteher, 2 Schreiber und 2 Boten 1608 Thaler aussetzt. Nähere Resultate sind mir nicht bekannt. — In Wien schritt man ebenfalls beim Beginn des Jahres 1848 zur Ausführung; doch stehen mir hier eben so wenig weitere Notizen zu Gebote. Die Anstalt ist ein Privatunternehmen. — In Hamburg errichtete ein freiwilliger Verein am 19. Januar dieses Jahres ein ähnliches die Diensthoten ausschließendes Bureau, dessen Erfolge mir noch nicht bekannt geworden sind. — Außerdem sollen in Riga, Triest u. s. w. dergleichen Anstalten entweder schon da oder im Entstehen sein.

Unser liebes Halle hat bereits seit dem September 1845 ein Arbeitsnachweisungs-Bureau, welches von der Armendirection, resp. von der städtischen Behörde ressortirt. Es haben sich vom 18. September des genannten Jahres bis zum 12. Februar 1848 nur 43 männliche und 45 weibliche, zusammen 88 Arbeiter gemeldet, während in derselben Zeit 47 Arbeits-Bestellungen eingingen (die letzte am 26. Oktober 1847). Es

erhielten Arbeit 11 männliche und 19 weibliche, zusammen 30 Arbeiter. Die sich Meldenden waren meist unbrauchbare Subjekte, welche größtentheils in der Erwartung, Almosen zu erhalten, wenn ihnen keine Arbeit gegeben würde, die Anstalt heimsuchten.

Man hat den geringen Erfolg bei uns zum Theil daraus ableiten wollen, daß die Behörde das Institut in der Hand habe, während ein Privatverein mehr wirken würde. Wir wünschen auch, daß eine größere Mitwirkung von dieser Seite eintrete; allein da ein Lokal, ein Expedient, ein Bote da sein muß, und zwar wo möglich von Früh bis Abends zugänglich, so müßte die Behörde wenigstens die Kosten tragen, welche bei uns durch einen Privatverein schwerlich zusammengebracht werden könnten; und in Leipzig sowie an anderen Orten, wo die Sache in der Hand der Behörde ruht, sind ja die Erfolge genügend ausgefallen. In Halle werden zwar die Zahlen nie groß werden, weil sich die Leute einander größtentheils kennen; allein theilweis findet dies doch nicht Statt, und es können z. B. bei einem sehr strengen Winter Fälle eintreten, wo man Arbeiter in großer Zahl sucht. Daß man Arbeitslosen, welche arbeitsfähig sind, nur dann ein Almosen gibt — aber nicht geben muß, wenn sie bei der Anstalt keine Arbeit gefunden haben, ist nur zu billigen.

Hafemann.

Ein neuer Erwerbzweig für Arme.

Wenn wir annehmen, daß in Halle mindestens 500 Familien sind, welche die Kartoffelschalen nicht zur Verfütterung u. s. w. benutzen, sondern in die Düngergrube werfen, wenn wir ferner voraussetzen, daß jede derselben jährlich nur 20 Pfund auf diese Weise der gesteigerten Benutzung entzieht, so verlieren wir dadurch über 90 Centner von einem Stoffe, welcher vor seinem letzten Dienste zum Dünger noch manchen anderen verrichten kann. Könnte nicht das Sammeln dieser Abfälle, wie in andern Städten, so auch bei uns, zu einem Erwerbzweige gemacht werden? Wie, wenn eine ehrliche Familie mit Nächstem

den Anfang zum Sammeln machte? Würden wohl unsere geehrten Mitbürger die kleine Mühe scheuen, die Abfälle, welche sie nicht selbst brauchen, einige Tage zum regelmäßigen Abholen aufzubewahren? Ich glaube, daß man bei dem Aufbau einer neuen besseren Zeit keinen brauchbaren Stein, wenn er auch noch so gering ist, verachten darf, und Schiller sagt, daß man von der großen Schuld der Zeiten auch Minuten streichen soll.

Hasemann.

Ein Vorschlag über die Straßenreinigung.

Es kann uns Hallensern nicht eben schmeichelhaft sein zu hören, daß die Fremden, die unsre Stadt besucht haben, von ihr nichts weiter zu sagen wissen, als daß es ungeheuer schmutzig drin ist. Zwar ist hiergegen bereits viel geschehen; aber dennoch dürfen wir nicht leugnen, daß bis heute noch manche Straßen bei Thauwetter und nach einem starken Regenwetter kaum gangbar sind. Ich nenne nur den Platz vor der Moritzbrücke, den untern Theil der Klausstraße, sämtliche Thore (so daß wir vom Schmutz förmlich blockirt sind), den Markt, die Leipziger Straße. Von der Halle versteht es sich von selbst, so wie von der Mauergasse und dem Strich von der Moritzbrücke bis an das Hamsterthor.

Besonders lästig war das diesjährige schnelle Thauwetter, da man anfangs Tagelang in zerfahrenem Schnee und Eis, hernach aber durch Wasser- und Schmutzbäche waten mußte, namentlich auf dem alten Markt, der Klausstraße, dem Steinweg und der Mittelwache, wo die Eisschollen und der Schmutz noch heute, den 12. Februar, den Fußgänger belästigen. Es liegt auf der Hand, daß dies weder für die Kleidung noch für die Gesundheit nutzbringend ist. Am meisten müssen unsre Dienstboten darunter leiden, da diese so viel Wege zu machen haben und den größten Theil ihres Lohnes auf ihre Kleidungsstücke verwenden müssen.

Nun wird freilich Jedermann zugeben müssen, daß eine Abhilfe dieses Uebelstandes sehr wünschenswerth sei; aber er wird in Verlegenheit in Betreff der Mittel sein, durch welche

wir unsre Straßen reinlicher halten können. Ich bin, nachdem ich lange hin- und hergedacht habe, endlich auf einen Gedanken gekommen, der vielleicht einer Erwägung von Seiten unsrer Leser verdient. Da der Schmutz zum großen Theil durch das Kohlenfuhrwerk in die Straßen geschleppt wird, so läuft mein Vorschlag darauf hinaus, die Urheber dieses allgemeinen Schadens auch zur Wegschaffung desselben zu veranlassen. Das Reinigungsgeschäft wäre alsdann etwa so zu ordnen:

1) Für jede Straße oder Bezirk werden einige arme Leute bestellt, welche den Schmutz täglich zusammenkehren und dafür von den Hauseigenthümern entschädigt werden mit etwa 1—2 Egr. wöchentlich. Diese bestellten Kehrler, denen man auch Nummern geben kann, sind verantwortlich für die Reinlichkeit.

2) Jedes Kohlenfuhrwerk ist verpflichtet, bei der Ausfahrt aus der Stadt eine Ladung Schmutz mitzunehmen und an bestimmten Stellen abzuladen. Da die Wagen leer ausfahren, so ist nur der Zeitverlust in Anschlag zu bringen, wofür noch eine Entschädigung gegeben werden könnte. Auch diese Fuhrwerke bekommen bestimmte Bezirke angewiesen.

Die Folgen würden sein, 1) daß einige arme Familien Beschäftigung erhalten, was besonders im Winter für diese Leute eine Wohlthat ist. 2) Die Hauseigenthümer haben nicht so viel Abhaltung mit dem Reinigen der Straßen und kommen nie in den Fall, Strafe wegen Unterlassung des Reinigens zu zahlen. 3) Werden die Hausbesitzer gewiß wohlfeiler reinliche Straßen herstellen, als wenn sie im Winter oft müssen Eis hacken und fortfahren lassen, wofür Mancher 10—16 Thlr. zahlen muß.

Die Bestellung und Zahlung der angenommenen Straßenkehrer und Fuhrleute kann von Seiten des Magistrats geschehen, wogegen er die Gelder von den einzelnen Hausbesitzern nach Verhältniß ihres Antheiles an der Straße einzieht. Diese Einrichtung würde zuerst und vor allem auf die Hauptverkehrsstraßen anzuwenden sein. Giebt jedes Haus durchschnittlich etwa 3 Thlr. jährlich, so kommen gegen 2000 Thlr. für jene Straßen zusammen. Dafür könnte man 20 Wagen und 20 Kehrleute halten. Die Letzteren würden früh die Straßen

kehren, die Wagen den Kehricht bei der ersten Fuhre mitnehmen. Im Sommer würde weniger gezahlt werden als im Winter. Vielleicht sind auch mehr Leute anzustellen, da sie ja außer diesem Kehrgeschäft noch ein anderes treiben können.

Will man die Kohlenfuhrwerke nicht zum Hinausfahren des Schmutzes verpflichten, so könnte man für den Ertrag jener Steuer Wagen annehmen, die Fahr aus, Fahr ein Schmutz fahren. Oder man könnte im Winter die Landleute verpflichten, ihre leeren Wagen beim Wegfahren mit Schnee zu beladen, wie dies in Leipzig ist. Für eine kleine Entschädigung werden es viele gern thun. Doch hat dieser Zwang seine Bedenklichkeiten.

Mag an meinem Vorschlage auch Manches unausführbar oder unzumuthlich sein, so glaube ich doch, daß sich auf die vorgeschlagene Weise reinliche Straßen billig und fortwährend herstellen lassen, wenn man sich durch den Widerwillen Einzelner nicht irre machen läßt, sondern die neue Einrichtung zum Gesetz erhebt, sobald sie die Beistimmung der Vertreter der Bürgerschaft erhalten hat.

Fr. Körner.

Leichenkassen und Begräbnisse.

Dieses Thema ist in den Bürger-Versammlungen von Hrn. Dr. Buhle mehrmals in Anregung gekommen und verdient nicht nur allgemein beherzigt, sondern auch in Ausführung gebracht zu werden.

Jeder Todesfall bringt Stockung, Störung, ja wohl auch Ruin für die Leidtragenden. Der Schmerz über den Verlust eines Dahingeshiedenen wird auf schonungslose Weise erhöht durch die Unkosten, welche eine Leichenbestellung in minderm oder größerem Maaße mit sich führt. Geradezu barbarisch ist die Sitte der Leichenessen, wie sie auf dem Lande Statt findet.

Die kostspielige Leichenbestattung hat zwar die gute Absicht, den Todten zu ehren; aber haben die Lebenden nicht auch ihr Recht? Ist es nicht eine Grausamkeit, dieser mißverständenen „letzten Ehre“ auch das letzte Vermögen zu opfern? Muß nicht hernach oft die Commune den Schaden tragen, den die

unnöthigen Beerdigungskosten der verwaisten Familie gebracht haben? Oder besteht die Feier der Erinnerung an den Todten in Geldkosten? Nur das Herz, die treue Liebe sind würdige Todtenopfer! Oder hat es denn irgend einen Werth, daß die Leiche auf großen Umwegen zu Grabe getragen wird? Macht es einen feierlichen Eindruck, Männer in altmodigem Frack, mit Hüten von aller möglichen Façon, vor Frost zitternd, neben der Bahre hertrippeln zu sehen? Ist die hier und dort noch herrschende Sitte nicht barbarisch, daß die Leidtragenden ihren Schmerz einer öffentlichen Taration Preis geben sollen, indem sie hinter dem Sarge hergehn? Nein, nein, laßt den Schmerz sich daheim im stillen Kämmerlein ausweinen; schont den Unglücklichen, zählt nicht die Thränen, die er vergießt, mustert nicht die Geberden, die er auf dem Wege nach dem Friedhofe zeigt!

Vor allem aber schont die unglückliche Familie mit einer gefühllosen Sitte, die sie zu einem Aufwande nöthigt, der ihr Unglück mehrt! Die erste Regel bei Unglück ist Sparen. Zwingt die Menschen nicht zur Heuchelei, indem ihr sie nöthigt, mit der letzten Anstrengung einen Aufwand zu machen, den sie zweckmäßiger verwenden möchten!

Also fort mit der unsittlichen Sitte des Leichenbegängnisses, fort mit unmenschlichen, hartherzigen Forderungen!

Zwar hat der Einzelne nicht die Macht, eine eingelebte Sitte zu zerstören; wohl aber hat die ganze Gesellschaft das Recht und die Macht dazu. Man führe daher Hrn. Dr. Buhle's menschenfreundlichen Vorschläge ein: man tröste die vom Leid Betroffenen durch thätige Hülfe; man ehre den Todten, indem man sich seiner Hinterlassenen annimmt und ihnen den Verlust erträglicher macht. Man schaffe also

1) Leichenwagen an, auf denen der Todte zur ewigen Ruhestätte geführt wird. Leichenwagen sind billiger und anständig.

2) Der Vorstand der Leichenkassen übernimmt, sobald ihm der Tod eines Mitgliedes der Kassengesellschaft gemeldet wird, die Beschaffung und Besorgung der Beerdigung, so daß die Hinterbliebenen mit diesem schmerzlichen Geschäft nichts zu thun haben. Es ist dies namentlich eine sehr menschenfreund-

liche Hülfe. Dankbar wird die Wittwe, wird der verwittwete Gatte sein, wenn er, der seines Schmerzes noch nicht Herr ist, auf dessen Schultern ein ganzes gestörtes Hauswesen ruht, nicht mehr nöthig hat, den Sarg, das Grab u. s. w. für den zu bestellen, den er so gern noch unter den Lebenden hätte.

3) Das auf diese Weise ersparte Geld der Leichenkasse wird der verwaisten Familie eingehändigt. Wie wohlthuend es namentlich für den Mittelstand ist, nach einem Sterbfalle einige Thaler zn haben, bedarf keiner Beweisführung. Manche Familie ist mit 20—30 Thaler gerettet.

Schreitet also zur That, Ihr Bürger, ehrt Eure Todten auf eine würdigere Weise, zeigt Euch mitfühlend und hülfreich für Eure vom Unglück betroffenen Mitbürger; laßt ab von veralteten barbarischen Gebräuchen und schreitet vor zu den humanen Einrichtungen der ächten Christenliebe und Menschenpflicht. Wollt Ihr Euch unter die Vorkämpfer der neuen Zeitideen stellen, so beweist Eure Fähigkeit dadurch, daß Ihr eine zeitgemäße Sitte einführt, die bereits an andern Orten besteht und zur Ausführung nur Eures Willens bedarf.

Fr. Körner.

II.

Belehrendes und Gemeinnütziges.

Der zweite Pariser Frieden.

Es herrscht noch bei vielen Deutschen der Glaube, daß uns Rußland aus Liebe zu Deutschland von der französischen Knechtschaft befreit habe. Der Pariser Frieden beweist aber im Gegentheil, daß Rußland und England eine Schwächung Deutschlands wünschten und leider auch durchsetzten. Preußen vertrat bei den Friedensunterhandlungen die Wünsche des deutschen Volkes, da es aber sogar von Oestreich nicht unterstützt wurde und daher nicht im Stande war, seine Vorschläge durch Waffengewalt zur Geltung zu bringen, so kam jener Frieden

zum Abschluß, der Deutschlands Zukunft vielleicht für immer benachtheiligt hat.

Durch Intriguen gelang es den französischen Diplomaten, dem Befreiungskriege die Bedeutung zu geben, daß er lediglich gegen Napoleon und für die Legitimität der Bourbons geführt sei. In Folge dieser Intrigue ergab sich Paris an die Verbündeten, dankte Napoleon ab und wurde sein Sohn nicht als Nachfolger angenommen. Als nun über den Frieden selbst unterhandelt werden sollte, legte man die Schrift des russischen Gesandten zu Grunde, welcher von dem oben erwähnten Satze ausging, daß man bloß das revolutionäre System in Frankreich bekriegt habe, und daß Ludwig XVIII. der Friedensvermittler zwischen Frankreich und Europa sei. Da der Krieg also kein Eroberungskrieg sei, so dürfe man auch keine Provinzen von Frankreich reißen, sondern habe bloß für Garantie des Friedens zu sorgen und Alles zu vermeiden, was dem französischen König die Stellung zu seinem Volke und den Verbündeten erschweren könne.

Der preussische Gesandte, Wilhelm v. Humboldt, sprach sich entschieden für das Gegentheil aus, weil ja Frankreich der Feind, und Ludwig zur Zeit der Eroberung von Paris noch nicht König von Frankreich gewesen sei. Daher müsse es Aufgabe der Mächte sein, jede Wiederkehr einer Napoleonischen Gewaltherrschaft für die Zukunft dadurch unnußglich zu machen, daß man Deutschlands Grenze gegen Frankreich stärke. Das französische Volk werde nicht plötzlich aus einem feindlichen ein freundliches werden; die Sicherheit Europas durch ein kräftiges Deutschland sei aber höher zu achten als die zweifelhaften Rechte der Legitimität. Vor allem müßte man Frankreich die Angriffslinie nehmen, welche es im Elsaß, Franche Comté, Burgund und Lothringen gegen Deutschland und Holland besitze; die Vogesen und Ardennen würden eine sichere Grenze sein, nicht aber der Rhein, den man so leicht überschreiten könne. Jene Provinzen aber, welche dem deutschen Reiche widerrechtlich mitten im Frieden entrissen wären, solle man an kleinere deutsche Fürsten geben. Ungenügend sei die vorgeschlagene Garantie, mit französischen Contributionsgeldern in Deutschland einige Festungen zu bauen.

Metternich schlug dagegen eine vermittelnde Politik vor, weil man den Dingen nicht vorgreifen dürfe, weshalb er sich der russischen Ansicht anschließe, daß der Krieg auf keinen Fall als ein Eroberungskrieg anzusehen sei. Zur Sicherheit Europa's müsse man Frankreich eine angemessene politische (absolute) Verfassung geben, es auf einige Zeit militärisch besetzen, und etliche Festungen schleifen. Da England ein kräftiges Deutschland nicht angenehm ist, so stimmte der englische Gesandte ganz im Interesse Frankreichs und deutete selbst die militärische Besetzung Frankreichs dahin, daß sie nur gegen eine gefährliche Partei gerichtet sein werde; um Ludwig seine Aufgabe der Beruhigung Frankreichs leichter zu machen, müsse man sein Volk so schonend als möglich behandeln.

Leider trat der preußische Minister Hardenberg auch auf Oestreichs Seite, da er nur einige unbedeutende Aenderungen des österreichischen Vorschlages beantragte. Dagegen reichte der preußische General v. Knessebeck eine Schrift ein, welche sich entschieden und mit Berücksichtigung militärischer und politischer Gründe für Humboldts Antrag aussprach. In er bezweifelte die Möglichkeit, daß die Bourbons und die Legitimität geeignet sein möchten, Frankreich zu beruhigen und das Geschehene wirkungslos zu machen, weshalb er es für zweckmäßiger erachte, die Ruhe Frankreichs dadurch zu sichern, daß diesem Lande eine freisinnige Constitution garantirt und die Wiederkehr der Willkür in der alten Herrschaft unmöglich gemacht werde.

Derselben Ansicht folgte der Württembergische Minister, Graf v. Winzigerode, indem er verlangte, daß die mitteldeutschen Staaten, welche 127,000 Mann zum Bundescontingent stellen, während Preußen nur 79,000 und Oestreich 95,000 ausrüsten, als sechste Großmacht zu den Friedensunterhandlungen möchten zugelassen werden. Auch er behauptete die Ohnmacht der Bourbons, Frankreich im Zaume zu halten, auch er verlangte Abtretung der deutschen Provinzen an Deutschland; und mit ihm übereinstimmend erklärte sich der niederländische Minister v. Gagern. In der That schwankte der Friedenscongreß eine kurze Zeitlang, da er geneigt schien, jene deutschen Länder jenseits des Rheins einem österreichischen Prinzen als selbstständi-

gem Herrscher zu geben. Es kam nur darauf an, daß man Rußland für diesen Plan gewann, und da sich dieses wegen seiner Verwandtschaft mit Württemberg zu Gunsten dieses Landes entschied, so ließ Metternich den ganzen Plan fallen. Zu gleicher Zeit forderten in Deutschland zahllose Broschüren und Zeitungen, namentlich der „Rheinische Merkur“ eine Vergrößerung Deutschlands, in Frankreich aber drohte man mit einem Volksaufstande, der französische Minister Talleyrand prophezeigte sogar einen neuen Krieg, und so kam es, daß man zu dem englisch-russischen Vorschlage zurückkehrte, da selbst Stein, den man nach Paris rief, mit seiner Meinung nicht durchdringen konnte und Humboldt ein untergeordnetes, schwieriges Fach zur Bearbeitung erhielt.

England erklärte sich in einer zweiten Note ganz für Rußlands Antrag, verwarf sogar die Schleifung der Festungswerke von Straßburg, und als Hardenberg gegen sämtliche Vorschläge protestirte und auf Humboldts Vorschläge zurückkam, als er sich entschieden der kleineren Staaten annahm, so war es zu spät, und er konnte nur kleine Vortheile erringen.

So kam denn ein Friedensvertrag zu Stande, der Deutschland dem Interesse der Legitimität und der Freundschaft Alexanders opferte; Frankreich verlor Unbedeutendes; Baiern wurde gezwungen, den Inn- und Hausrucksviertel nebst Salzburg an Oestreich abzuliefern. Aber die Geschichte hat gerichtet: die Bourbons haben Frankreich verloren, Belgien hat sich von Holland getrennt, Griechenland ist ein selbständiges Reich geworden, Braunschweig hat seinen Herzog verloren, Hessen-Kassel und Sachsen haben Constitutionen geben müssen, und das Prinzip der Legitimität ist thatsächlich von denselben Mächten widerlegt, die es als Norm des Friedens aufstellten und festhielten. Vielleicht wäre manche Revolution erspart, wenn man das dynastische Interesse enger mit dem der Völker vereinigt hätte.

Fr. Kr.

Der Bildungsverein für Arbeiter in Hamburg.

Unter den vielen Vereinen im deutschen Vaterlande erhebt sich vorzüglich der Bildungsverein für Arbeiter in Hamburg, wobei man den herzlichsten Wunsch nicht unterdrücken kann, daß doch überall ähnliche Vereine sich bilden möchten. Im Februar 1845 wurde er von einigen Arbeitern gegründet, jetzt zählt er schon an 500 Mitglieder. Ein für die Vereinszwecke gemiethetes Gebäude (für den Miethzins von 2100 Mk. Cour.) besteht in einem großen Saale, in 14 kleinern und größern Zimmern, die zu dem Lehrunterricht und zur Unterhaltung wie zum Lesen benützt werden. Ein Hausaufseher hat zugleich die Bewirthung zu besorgen. Zweck und Richtung ward deutlich in der erstjährigen Stiftungsrede des Vorstandes bezeichnet: durch Ausbildung des Geistes und Gemüthes, durch Belehrung über ernstere Gegenstände, durch Mittheilung von allgemein nützlichen Kenntnissen, durch Förderung alles Dessen, was die wahrhaftesten Interessen des Arbeiters betrifft, dahin zu wirken, daß derselbe zum geschickten und gesinnungstüchtigen Staatsbürger herangebildet werde. Also der Hebung des Handwerksstandes in geistiger Hinsicht sind die Bestrebungen des Vereins gewidmet; und eine solche thut wahrlich sehr noth, denn der dem Knaben so nothdürftig ertheilte Schulunterricht ist gar bald verflogen, wenn nicht durch Sonntagsschule nachgeholfen wird. Diese Anstalt soll nun dem verstandesreifen Arbeiter als Ersatz früher nicht gehalten oder ungenügend ertheilten Unterrichts, sie soll dazu dienen, daß er nach vollbrachtem Tagewerke die noch übrige Zeit nützlich ausfüllen könne, um sich zum wahren Menschen zu bilden, daß nicht Herberge oder Wirthshaus, Spiel oder liederliche Gesellschaft ihn verderbe oder müßiges Hinbringen in der Werkstube und fade, nutzlose Gespräche seiner Genossen ihm die kostbare Zeit rauben. Und diese Bemühungen sind in Hamburg mit dem schönsten Erfolg gekrönt worden.

Eine der ersten Bedingungen besserer Bildung ist richtige Kenntniß und richtiger Gebrauch der Muttersprache. Hört man das fehlerhafte Gerede so vieler Handwerker, sieht man die vielen Verstöße der Rechtschreibung in ihren Rechnungen,

so tritt der Wunsch lebhaft hervor, daß doch recht bald in Deutschland Vereine gleich dem Hamburger sich bilden möchten. Das Lehr- und Unterrichtswesen dieses Vereines umfaßt: 1) Architectonisches Zeichnen, woran 60—80 Schüler Theil nehmen. 2) Freihand-Zeichnungen, wo 140 Schüler Theil nehmen. 3) Perspectivisches Zeichnen. 4) Geometrisches Zeichnen. 5) Rechnen wird von 80 Schülern benützt. 6) Schönschreiben von 50 Schülern. 7) Deutsche Sprache von 70 Schülern. 8) Französische Sprache von 30 Theilnehmern. 9) Englische Sprache von 25 Schülern. 10) Der Gesangunterricht hat 300 Theilnehmer. Außerdem wird Geschichte und Geographie, Chemie und Physik gelehrt.

Sonntags Abends werden Redebungen gehalten, die dazu dienen, sich mündlich richtig ausdrücken zu lernen und die Furcht vor öffentlichem Reden abzulegen. Ein Vorsitzender leitet die Verhandlungen der Mitglieder, welche Fragen zur Verhandlung des Tages bringen wollen, geben diese dem Vorstand, der sie aufwirft, mitunter aber, wenn sie sich nicht zur Besprechung eignen, auch ablehnt. Dergleichen Fragen sind z. B.: Wie lange sollte die Wanderung dauern, damit sie von Nutzen sein könne? Wie ist dem Pauperismus abzuhelfen? u. s. w. Ein Reisender, der diesen Verhandlungen beiwohnte, hat uns auch diese Mittheilungen gegeben.

Im Lesezimmer sind politische und gewerbliche Blätter und Zeitschriften ausgelegt. Die Bibliothek des Vereines ist gleichfalls im Lesezimmer aufgestellt und zählt gegenwärtig 250 Bände gediegenen Inhalts.

Der Verein trägt schon jetzt seine segensreichen Früchte: Wer eine Zeitlang Mitglied desselben war, ist für immer zum Herbergsbruder verдорben; die verschiedenen durcheinander gewürfelten Stände und Handwerksgenossen streifen hier ihren Kastengeist immer mehr ab; Gelehrte sind nicht zu stolz, brüderlich von ihren Wissenschaften dem forschenden, lernbegierigen Handwerker mitzutheilen, sich mit ihm in Umgang einzulassen; das Rohe und Ungebildete kann nur durch Belehrung und Unterricht weggewischt werden von einem Stande, der es oft leider nicht selbst verschuldet hat, in Mißachtung zu stehen, weil die Bildung ihm abgeht.

So vereinigt Euch denn, deutsche Arbeiter, Gesellen, Gehülften, oder wie Ihr Euch sonst nennt, werft Eure Scherlein zusammen, um gemeinsam Bildung und Belehrung Euch zu erleichtern, und dereinst der Stolz und die Zierde des Staates in einem goldenen Mittelstande zu werden und ein goldenes Zeitalter zu schaffen! Und dazu gebe der Himmel seinen Segen!

An diese großartigen Einrichtungen in Hamburg reihen sich allerdings auch einige bei uns an. Im Ganzen sind sie leider noch zu einzeln. Mag daher von unten herauf in jeder Stadt eine Sonntagsschule sämtliche Lehrlinge aufnehmen und fortbilden. An sie schließe sich ein Gesellenverein an und ein Gewerbeverein umschlinge die Meister. Das Leben gleicht ja einer Schule, in der wir nicht stehen bleiben dürfen, und das alte Sprüchwort sagt, derb aber wahr: „alt wie eine Kuh, immer lerne zu! Und so laßt uns mit Vertrauen in die Zukunft blicken; denn auch der Landmann schreitet ja fort und edle Dorfprediger erleichtern die Fortschritte durch Belehrung und Unterricht. Mögen dann, wo dergleichen sind, uns auch Mittheilungen zukommen.

E. A. B.

Sprachliches.

Zwei Böpfe sind es vorzugsweise, welche uns aus einer früheren Zeit noch anhängen. Die Vermengung unsrer Sprache mit fremden Ausdrücken und die unnützen, sogenannten Höflichkeitsformen. Wir sind in allen Dingen bemüht, Deutschland in seiner ihm gebührenden Würde wieder herzustellen. Vieles ist bereits hinsichtlich des Handels, der Gewerbe und auf andern Gebieten geschehen, aber immer giebt es noch Viele, welche sich namentlich in der Schriftsprache vom obigen althergebrachten Schlendrian nicht frei machen können. Wer sich seines wahrhaften Werthes bewußt ist, zeige sich doch in seiner reinen Eigenthümlichkeit. Jedes Schmücken mit fremden Federn wird ja zur Lächerlichkeit, und wahrhaft abgeschmackt erscheint der, welcher noch dazu solche fremde Federn wählt, die seinen eignen an Schönheit nachstehen. So ist es mit unsrer

deutschen Sprache, die wir durch Erborgten von Wörtern und Redensarten aus andern zu verschönern gedenken. Es gab allerdings, zu unsrer Schande müssen wir dies bekennen, eine Zeit, wo alles Fremde mehr galt, als das Einheimische, wo der für gelehrt angesehen wurde, der es verstand, zu dem dritten Worte, das er sprach oder schrieb, ein aus einer fremden Sprache hergenommene zu gebrauchen.

Bei unserm heutigen Streben, das Gute der Deutschesheit wieder herzustellen, sollten wir nicht durch äußere Zeichen, durch Anhäufen von Steinmassen zu Bauwerken, nicht durch Errichten von Denkmälern für Helden der grauen Vorzeit beginnen, sondern von Innen heraus, mit einer deutschen Denk- und Sprachweise anfangen, unsre Kräfte zunächst dem geistigen Aufschwunge, also vorzugsweise den Schulen zuwenden, und dann erst, wenn wir auch das Volk mitheringebildet haben, wenn für die Wohlfahrt des Ganzen gesorgt ist durch hergestellte Einheit des Rechts, durch Erschaffung einer großen deutschen Nationalbank, die Eisenbahnen und Schiffe bauen hilft, und Gewerbe, Ackerbau mit inbegriffen, unterstützt, kurzum, uns unabhängiger vom Auslande macht, wenn wir in Deutschland nur Ein Maas, Ein Gewicht, Einen Münzfuß haben, erst dann ist es Zeit, an Prachtwerke zu denken, die Zeugniß geben von deutscher Gesinnung und darthun, daß wir ein einziges, großes Volk sind.

Wenn wir aber gleichsam uns schon an diesem großen Ziele angelangt wähnen, und doch noch eingestehen müssen, daß in Wirklichkeit uns noch Vieles, nur nicht der gute Wille, fehlt, so muß unsre nächste Aufgabe, wenn wir uns dem Auslande gegenüber nicht lächerlich machen wollen, die sein, uns mit unsrer Sprache, unserm heiligsten Eigenthume, als freies, und zwar als deutsches Volk hinzustellen. Also weg mit den fremden Flittern, weg mit dem abscheulichen Kauderwälsch, laßt uns deutsch werden und schreiben und uns nur erst dann des fremden Ausdrucks bedienen, wenn unsrer Sprache ein passender dafür fehlt. Mit dem Gebrauch der deutschen Sprache werden wir auch wieder mehr deutsch denken und handeln lernen. Freilich, werden Viele sagen, wäre es herrlich, wenn wir auf diese Weise uns zunächst bei unsern Nachbarn in



Achtung zu setzen suchten, aber wir kämen ja, wenn wir uns nicht beileufigen, die fremden Ausdrücke zu verstehen, am Ende dahin, daß wir alsdann die Bescheide und Verordnungen, die wir von unsern Gerichtshöfen und Behörden empfangen, vollends nicht verstünden? Ja, dem könnte nun allerdings so sein. Indes wir dürfen wohl mit Zuversicht hoffen, daß es auch hier, und vielleicht bald, anders werde. Heute werden von dem Schulzen noch „Mutations-Tabellen“ gefordert, im nächsten Jahre verlangt man vielleicht schon ein „Verzeichniß über Veränderungen im Gewerbetrieb.“ Ein ernstes Wort von den deutschen Fürsten, und der Mißbrauch ist abgeschafft. O wenn doch ein solches auch zugleich die Abgeschmacktheit des deutschen Titelwesens und der sogenannten Höflichkeitsformen mit vernichten könnte! Wozu die ewigen Versicherungen, daß der eine auf diese, der andere auf jene Weise geboren sei! Im Grunde glaubt doch Niemand an das Hochedel-, Wohl-, Hochwohl- und Hochgeboren, noch weniger an den eigentlichen Sinn der Worte: Hochgelahrt, Hochweise, Hochehrwürdig u. s. w.

Die Kaufleute sind hierin mit einem guten Beispiel vorangegangen; warum nehmen die übrigen Stände noch Anstand, diesen in der Einfachheit ihrer Aufschriften und Anreden in Briefen nachzufolgen? Ihre sonstigen Eigenthümlichkeiten, namentlich die Vermengung deutscher Buchstaben mit lateinischen Schriftzeichen und dergleichen, können wir ja bei Seite lassen.

Wenn ein Freund dem andern das Wort giebt, ihn nicht mehr mit fremden Ausdrücken zu quälen, und die wahrhaft chinesischen, nichts, ja sogar in vielen Fällen eine Lüge sagenden Höflichkeitsworte wegzulassen, so wird dieser Gebrauch nach und nach zur Sitte werden und der alte Jopf nur da noch seine Anwendung finden, wo man glaubt mit einem eitlen Menschen oder einem solchen zu thun zu haben, der an alten Vorurtheilen haftet.

△

Der Personenverkehr in Paris.

Welches ungeheure Getümmel durch die engen Straßen von Paris auf- und abwogt, hin- und herjagt, kann man daraus ersehen, daß diese Stadt, obschon sie nur 900000 Einwohner hat, dennoch 80000 Droschken gebraucht, zu deren Bespannung 148000 Pferde nöthig sind. Da von diesen jährlich ein Drittel stirbt, so kosten sie jedes Jahr 200 Mill. Francs. Diese Wagen ersparen jährlich aber auch 70 Millionen Menschen das Gehen. Was sind hiergegen die paar Hundert Droschken Berlins, oder gar die Handvoll Hallescher Kutschen! Woher in Paris die vielen Barrikaden kommen, ist demnach nicht schwer einzusehen.

St. Kr.

Londons Größe.

Will man sich von dieser 4 Stunden langen und über 2 St. breiten Stadt, die im Jahre 1377 nur 35000 Einwohner hatte, eine recht klare Vorstellung machen, so muß man sie mit andern Städten und Ländern vergleichen. Man kann Paris 3 Mal hineinfetzen, Berlin 5 Mal und Hamburg gar 23 Mal. In seinen 200000 Häusern, an denen über 10000 Straßen hinlaufen, wohnen $\frac{1}{2}$ Million mehr Menschen als in der ganzen Provinz Sachsen, als im ganzen Königreich Sachsen, als im ganzen Königreich Dänemark; wohnen eben so viel als in der ganzen Schweiz, ein Drittel weniger als in ganz Schottland, nur $\frac{1}{2}$ Million weniger als in Holland oder Schlesien; wohnen endlich halb so viel Menschen als in ganz Sibirien, welches doch um 70000 □ Meilen größer als ganz Europa ist. In London leben eben so viel Menschen als in dem 8000 □ M. großen Egypten, halb so viel als in dem 60000 □ M. großen Columbia und $\frac{1}{3}$ so viel als in Brasilien, welches 120000 □ M. enthält; endlich fast $\frac{1}{7}$ so viel als im Königreich Preußen, über 66 Mal so viel als in Halle und 100 Mal mehr als in Merseburg, Eisleben, Zeitz, Torgau und Wittenberg, denn London hat jetzt 2 Mill. Einwohner.

St. Kr.

Die größten Kirchen Europas.

Nehmen wir an, daß die Einwohnerzahl in Halle 30000 beträgt, so würden diese etwas über die Hälfte der Peterskirche in Rom füllen, so daß sämtliche Merseburger und Naumburger noch darin Platz finden; würden noch über die Hälfte der Bewohner Merseburgs mit in den Dom von Mailand, oder ganz Wettin und Lößjün mit in die Paulskirche zu Rom nehmen können. Ganz Naumburg, Merseburg und Lützen haben Raum in der Petroniakirche zu Bologna oder in der Kathedrale zu Florenz oder im Dome zu Antwerpen; wenn sie sich etwas drängen, so gehen sie auch in die Sophienkirche zu Konstantinopel. Ohne Lützen finden jene beiden Platz im Lateran zu Rom, zur Noth auch in der Notre-Damekirche zu Paris. Naumburg allein, zu 12000 Einwohner geschätzt, füllt nicht ganz die Kathedrale in Pisa, füllt grade die Stephanskirche in Wien oder die Dominikanerkirche in Bologna, kann sich aber auch gedrängt in der Paulskirche zu London oder in der Kathedrale zu Siena versammeln. Die größten Kirchen sind also meist in Italien. Ob sie aber immer voll sind, kann ich nicht sagen.

Fr. Kr.

Das Chloroform,

auch Chloroforme (nach Dumas), oder Formylsuperchlorid (nach Berzelius), oder Chlorätherid (nach Mitscherlich) u. s. w., wurde im Jahre 1831 von Soubeiran und Liebig fast gleichzeitig entdeckt, und hat für die Chirurgie bereits große Epoche gemacht, so daß selbst der Schwefeläther sich mit dem frühen Grabe bedroht sieht. Es besteht aus einer klaren, farblosen Flüssigkeit von angenehmem Geruche und lieblich süßem Geschmacke, ist $\frac{1}{2}$ mal schwerer als Wasser. Die Zusammensetzung ist: 2 (Maß-) Theile Kohlenstoff, 2 Wasserstoff und 6 Chlor. Nach Löwig's organischer Chemie bereitet man es, indem man 3 Pfund Wasser mit 2 Unzen Weingeist vermischt und diese Mischung mit 1 Pfund Chloralkali destillirt. Nachdem 2 bis 3 Unzen übergegangen sind, unterbricht man die Destillation, mischt das Chloroformyl mit Wasser und destillirt es über Schwefelsäure. — Seine Anwendung zum Zwecke der Betäu-

bung, um schmerzhaft Operationen auszuführen, schreibt sich vom Ende des Jahres 1847 her und zwar aus England.

Der Professor Simpson nämlich in Edinburg hatte es, als wir zu Anfang des Jahres 1848 seine Mittheilungen in einer deutschen medicinischen Zeitschrift lasen, bereits in 50 Fällen angewendet und zwar stets mit glücklichem Erfolg. Nach seiner Praxis wurden mehrere Tropfen — die höchste Dosis war 2 Theelöffel — auf ein Tuch (oder Papier, oder Baumwolle u. s. w.) geträufelt, dieses 1—2 Minuten lang vor Mund und Nase gehalten und so das Verdunstete eingeathmet. Als Vorzüge vor dem Schwefeläther gibt er an: 1. Es ist eine geringere Quantität nöthig, gewöhnlich nur 100—120 Tropfen. (Aus Graz schreibt man der medicinischen Central-Zeitung, daß man nur 45—90 Tropfen gebraucht habe) 2. Es wirkt viel schneller und vollständiger, der Zustand der Aufregung ist viel kürzer. (In Graz bekam indeß ein Mann von 53 Jahren die heftigsten Muskelzuckungen) 3. Die Einathmung ist viel angenehmer 4. Es ist billiger. (Dem widerspricht Sigmund in der österr. medic. Wochenschrift, 1848, Nr. 1.) 5. Der Geruch ist angenehmer und hastet nicht so lange. 6. Es ist wegen der kleinern Quantität transportabler. 7. Der bei dem Schwefeläther so umständliche und beängstigende Apparat — ein an Mund und Nase hart angedrückter Trichter — ist nicht nöthig.

Ueber die Dauer der Narkose (Betäubung) sind die Angaben verschieden. In Graz gibt man sie an zu nur 2 bis 5 Minuten, in der Berliner Charité selbst zu $\frac{1}{2}$ Stunde, ein Ergebnis, welches auch aus Wien berichtet ward. Obgleich Belpreau in der Pariser Charité und Andere zuweilen Schwindel und Uebelkeit bei dem Erwachen beobachteten, so sind doch die Vortheile: eine schnellere Wirkung, welcher fast Niemand widersteht, eine längere Narkose, ein rascheres Erwachen u. s. w. überwiegend.

Vor der Chloroformmanie, wie sie z. B. in Edinburg herrscht, möchten wir unsere Leser warnen, wenn sie sich vor dem Verrathe geheimer Gedanken hüten wollen. In der genannten Stadt, wo die Gesunden sich durch dieses Mittel berauschen, sagte z. B. eine Dame während des trunkenen Zu-

standes: „O Karl, komme in meine Arme!“ Wer weiß, was das für ein Karl gewesen ist? S.

Ein Mittel gegen Rostflecken in weißer Wäsche.

Wenn z. B. ein feines leinenes Taschentuch einen Eisenrostflecken erhalten hat, so nehme man für 1 Sgr. oder auch nur für 6 Pfennige Weinsäure (oder auch oxalsaures Kali), lasse sie sich lösen in 1 Quart warmen, nicht heißen Wassers und lege dann das Tuch, oder auch nur die Stelle mit dem Roste, etwa 3 Stunden lang hinein. Zuletzt wäscht man das Tuch in reinem Wasser aus und der Rostfleck ist verschwunden. S.

III.

Unterhaltendes.

Beiten und Sitten.

Es ist bekannt, daß der König Friedrich Wilhelm I. nicht bloß große Soldaten liebte, sondern auch derbe Späße, besonders im berühmten Tabakscollegium. Der Hoffnarr, Freiherr v. Gundling, der zugleich Präsident der Akademie der Wissenschaften war, mußte besonders herhalten. Dieser wurde prächtig aufgeputzt und mußte, da er seinen goldenen Kammerherrenschlüssel in der Drunkenheit verloren hatte, einen ellenlangen hölzernen am Rockschöß tragen. Einst kam der Professor Fasmann nach Berlin, wurde vom König in das Tabakscollegium zitiert, um mit Gundling zu disputiren, zugleich aber auch eine Spottschrift auf Gundling, welche „der gelehrte Narr“ überschrieben war, vorzulesen. In Gegenwart des Königs und der höchsten Staatsbeamten begann die Vorlesung; aber sogleich bei der Widmung gerleth Gundling so in Wuth, daß er die Kohlenpfanne ergrieff und mit ihr seinem Gegner ins Gesicht schlug. Dieser, ein handfester Mann und an Körperkraft seinem Angreifer weit überlegen, faßte ihn, rang sich mit ihm hin und her, warf ihn dann zur Erde, und schlug ihn mit der glühenden Kohlenpfanne so lange auf eine wehrlose Stelle seines Leibes, bis sich ansehnliche Brandwunden zeigten. Da sich diese Prügeleien jedesmal wiederholten, sobald diese gelehrten Herren zusammen kamen, so forderte der König den Hofnarren auf, sich auf andere Weise Genugthuung zu verschaffen. Gundling ließ sich auch überreden, sich mit seinem

Gegner zu schießen. Aber sobald man Ernst machte und ihm die Pistole in die Hand gab, warf er sie schreiend weg und floh. Sein Gegner folgte ihm und schoß ihm die nur mit Pulver geladene Pistole in die ungeheure Ziegenhaarperücke, welche Gundling trug. Da die Perücke Feuer fing, schrie Gundling jämmerlich, er sei durch den Kopf geschossen und stürzte ohnmächtig zu Boden. Ein Eimer Wasser löschte den Brand und benahm zugleich dem Helden die Dhnmacht.

S. Kr.

Der Bart des Mannes.

Der pariser Arzt Goullin hat ein Werkchen über den Einfluß der Mode auf die Gesundheit herausgegeben, worin er unter Anderem sagt, man könne es sich nicht verheimlichen, daß der Bart mehr oder weniger Einwirkung auf die Seele habe, und daß diese Einwirkung je nach der Farbe, Startheit und Dichtigkeit des Bartes verschieden ist. (Wir möchten umgekehrt behaupten, daß der Bart ein Product des Charakters und erst so ein Erkennungs-Zeichen desselben sei.)

Man hat bemerkt, sagt Goullin, daß die Männer, welche einen blauschwarzen und dichten Bart nebst frischer Gesichtsfarbe haben, im Allgemeinen einen falschen, heuchlerischen Charakter besitzen. Fast alle großen Verbrecher hatten einen Bart, der in's Bläuliche oder Röthliche spielte.

Die Männer von hartem, unbeugsamem, ungeselligem, menschenfeindlichem Charakter haben meist einen schwarzen starken Bart; fromme, schwache, leidenschaftslose Männer dagegen fast immer einen dünnen, blonden, weißlichen Bart. Ein brauner oder schwarzer, sehr dünner Bart deutet auf einen Charakter, der meist alles übertreibt, großer Verbrechen wie großer Tugenden fähig, dabei mißtrauisch, argwöhnisch und ehrgeizig ist.

Die Männer mit Bärten mögen diese Charaktereigenschaften mit ihren Bärten vergleichen, und die unverheiratheten Damen zunächst nach dem Barte sehen, aber nicht vergessen, daß Goullin keinen Bart nennt, welcher das Zeichen einer wirklich guten Seele sei, und daß es demnach scheint, als wären die bartlosen oder unbärtigen Männer die besten.

3.

Anekdoten.

1. „Seine hochfreiherrliche Gnaden, unser Gutsherr, will ja nur Euer Bestes,“ sagte ein Amtmann zu den in der Kanzlei versammelten Bauern. „Ja freilich“ sagte einer der Bauern, will er nur unser Bestes; wir wollen es ihm aber nicht hergeben.
2. In einer Stadt war des häufigen Regens wegen es sehr schmutzig, und da sich mehrere Rothhaufen an den Seiten der Stra-

sien zusammengebracht befanden, gab die Polizei Befehl: dieselben binnen 12 Stunden bei 2 Thlr. Strafe zu entfernen. Der Befehl wurde pünktlich befolgt. Zufällig aber befand sich ein solcher Haufen auf einem öffentlichem Plage, dessen Wegschaffung der Polizei oblag. Ein Spaßvogel benutzte dies, steckte einen Stock in den Haufen und befestete daran einen Zettel mit folgendem Verse:

Hier lieg ich armes Häufchen Dreck,
Und Niemand, Niemand holt mich weg,
Drum hoff' ich, daß die Polizei
In Gott dem Herrn entschlafen sei. T. A. B.

Räthsel.

1. Was machen die zwölf Apostel auf der Peterskirche zu Rom?
2. Wie hieß die Frau des Halbgottes Herkules?
3. Wie heißt das Volk, welches gerade mitten zwischen der heißen und der kalten Zone, also weder in einem warmen noch in einem kalten Lande wohnt?
2. An welchem Orte Europa's kann man sich am Leichtesten eine gefährliche Erkältung zuziehen? S.

Auflösung der Räthsel im Februarhefte.

1. Holdselig. 2. Rossbach (auch Kagbach). 3. a) Die Personen sind der Großvater, der Vater, der Sohn. b) Wenn es wirklich 4 einzelne Personen sind, so behält jede eins der Eier eine Zeit lang. 4. Wie bei 3. b.

IV.

Nachtrag.

Das Rossfleischessen auf der Traube bei Halle am 19. Februar 1848

war die ziemlich schnelle Antwort auf die Frage des Bürgerblattes im Januarheft d. J.: wann wol die Hallenser das erste Pferdefleisch halten würden. Es hatten sich ungefähr 110 Hippophagen eingefunden, unter welchen das jüngere Geschlecht verhältnißmäßig zahlreicher vertreten war als das ältere, was wir nicht auffällig finden; denn man kann nun einmal die Abneigung der alten Garde, namentlich aus den Befreiungskriegen, wo man das Pferdefleisch durch die Noth gezwungen gegessen hatte, durch keine Vernunftgründe hinwegrationalisiren, und wir wollen auch, wenn von dieser Seite die Thatsache eines bloßen Vorurtheiles zugegeben wird, nicht weiter mit der Instanz drängen, daß man dann auch die Willens-

Kraft haben müsse, solch' Vorurtheil zu überwinden. Genug, den Anwesenden hat die Bouillon, das Fleisch, der Braten u. s. w. recht gut gemundet, und sind wol Niemandem Verdauungsbeschwerden aufgestoßen. Interessant war übrigens das Studium der gespannten Physiognomien, als die ungewohnte Speise den ersten Einzug in den Magen hielt, und so mancher ungläubige Thomas zum Glauben an den guten Geschmack bekehrt ward.

Das Fleisch ward außer durch Salz und Pfeffer reichlich durch heitere und kurzweilige Trinksprüche gewürzt. Nachdem Dr. Sprengel das Pferd im Magen auf launige Weise versificirt hatte, hob Prof. Duncker hervor, daß das heutige Essen recht eigentlich ein Zweckessen sei, weil es das Essen zum Zwecke und so einen positiven, produktiven Inhalt habe. Die negative Seite ergänzte Diak. Hasemann durch die Behauptung, daß die anwesenden Hippophagen zugleich mit dem Pferde ein Vorurtheil vernichteten. Dr. Haym führte die Andeutung des eben Genannten über den Muth, welchen der Traubewirth den hier und da auftauchenden Widerwärtigkeiten entgegensetze, weiter aus, und schilderte die Kämpfe der Gebieterin mit ihrem obstinaten Küchenpersonal. Zugleich wies er auf den für die Mahl- und Schlachtsteuer nicht bedeutungslosen Umstand hin, daß Pferdefleisch keine Steuer zahlt, was in den Tagen vor und nach dem Essen von dem Fleisch einbringenden Publikum vielfach benutzt worden war. Kaufmann Hollstein sattelte den Pegasus seines poetischen Humors und ließ den Fortschritt leben, worauf Diak. Hasemann das Roß von Schlepzig-Holstein bestieg, um den Brüdern an der Eider den erneuten Gruß der Freunde an der Saale zu bringen. Auch Schwetsche erinnerte an ein Roß, an dasjenige, welches sich in einem alten sächsischen Wappen befindet, während Just. Komm. Fritsch das Spiel der Rede wieder auf Menschen lenkte, und zwar auf seinen Vorgänger, den er sehr begreiflicher Weise nicht unter den Propheten finde. — Nachdem Duncker noch einmal das Wort ergriffen hatte, um seine Freude über das durch die Ausschüsse in Berlin gewahrte Recht der freien Association und der freien Rede auszusprechen, Prof. Kraemer wie Dr. Rosenbaum die Tribüne des physiologisch-ärztlichen Standpunktes bestiegen und Kust. Knauth den Dorfbarbier hatte erzählen lassen, wie die Fleischer zu Lügen von ihrem Horn-Schlacht-Bieh-Standpunkte aus einen pferdemörderischen Meister aus der Innung ausgestoßen hätten, schloß das fröhliche Mahl mit einer vom Stadtrath Gärtner veranstalteten Sammlung für die Nothleidenden in Schlessen.

Als wir bei der Heimkehr an dem Steuerauffseherhause vorüberkamen und den Zöllner darin mit der Bemerkung beruhigten, daß wir Pferdefleisch bei uns hätten, antwortete ein Stimme: „Luder gibt keine Steuer.“

3.

„Auch eine Röhrrwasser-Angelegenheit.“

In Ihrem „Bürgerblatt“ vom Februar S. 69 lese ich so eben die „Anfrage unser Röhrrwasser betreffend.“ Ich weiß zwar nicht, wie die dortigen Anlagen beschaffen sind, um einen Vergleich mit unserer Röhrrwasserleitung machen zu können; so viel kann ich Ihnen aber sagen, daß der in jenem Aufsätze gemachte Vorschlag, das Verschließen des Wassers mittelst eines Hahn's, bei uns nicht anwendbar ist, am Allerwenigsten bei strenger Kälte. — Bei der Einrichtung, wie solche hier stattfindet, kann das Röhrrwasser unter der Erde abgesperrt werden — durch die vorhandenen Hahnhäuser — und so wie diese Zuschließung geschieht, so hört auch der freistehende Ständer auf zu laufen; natürlich bleibt aber dieser letztere noch angefüllt mit Wasser, und friert ohne Weiteres ein, wenn er auch mit Stroh umwunden ist, die Wassernoth ist also gleich vorhanden. Wird dagegen bei gelinder Witterung das Wasser nur kurze Zeit abgesperrt, so ist dasselbe bei der Wiedereröffnung in der ersten $\frac{1}{4}$ Stunde nicht zu gebrauchen, da sich durch den vermehrten Druck der in den Röhren abgelagerte Schmutz mit losreißt, und deshalb ein trübes, unreines Wasser abläuft. Ich wohne selbst in einer Straße, wo ein Röhrrwasser in diesem Winter eine Eisedecke auf derselben von ca. 12 Zoll erzeugte, obgleich täglich geeist wurde, um einen freien Abfluß zu erhalten. Bei einem so anhaltenden Winter, wie der heurige, helfen alle derartigen Vorkehrungen nichts. Es haben daher die Hauseigenthümer dieser Straße erklärt, daß wenn der Magistrat einen überdeckten Abflußcanal bauen wolle, sie das Anlagekapital mit 4 % verzinsen würden. Dieser Antrag ist, wie wir hören, genehmigt worden; und sonach bringt die Stadt weiter kein Opfer, da das Capital verzins't wird, und die Hausbesitzer kommen durch die Zinszahlung billiger weg, als bei dem kostspieligen Eisenslassen, ohne der großen Unannehmlichkeit zu gedenken, welche letztere durch diese Eisnoth zu ertragen hatten, die nun auf diese Weise für immer beseitigt ist. —

Wittenberg den 25. Februar 1848.

Vielleicht finden sich in Halle die Hauseigenthümer der Stein-, der Klausstraße, des alten Marktes u. s. w. bald einmal bewogen zu berechnen, wie viel ihnen das Eisen kostet, und ob nicht durch diese Kosten und andere Zuschüsse, etwa durch eine Miethsteuer, das Anlagekapital für einen unterirdischen Canal sich bequem verzinsen läßt.

D. Red.

Hilfe für die armen Schlesier.

Die Theilnahme für die Nothleidenden in den oberschlesischen Kreisen Rybnick und Pleß giebt sich auch hier durch reichliche Unterstützungen auf eine sehr erfreuliche Weise kund. So z. B. haben sich in dem nahe belegenen Dorfe Bülzig zwei in einer Spinnerei

beschäftigten Familienväter durch den grenzenlosen Nothstand jetzt veranlaßt gefunden, bei dem Oberpräsidenten der betreffenden Provinz um Uebersendung zweier verwaisten Kinder, welche sie bei sich aufnehmen und erziehen wollen, nachzusehen; wogegen ein wohlhabender Beamter sich eines kürzlich herrenlos gewordenen Affen mit der Verpflichtung angenommen hat, für dessen Existenz in gewohnter Weise bis zu seinem der-einstigen Hinscheiden sorgen zu wollen. Hätte dieser Beamte an Stelle des Affen nicht auch ein verwaistes Kind bei sich aufnehmen können?
Wittenberg den 24. Febr. 1848.

V.

Der Bericht über die Hospitalangelegenheit,

in der Sitzung der Stadtverordneten zu Halle am 10. Januar 1848, welchen ich im diesjährigen Februarhefte gab, hat den Referenten in dieser Sache, den Herrn Just. Komm. G ö d e k e, veranlaßt, mir gefälligst Mittheilungen zu machen, durch welche ich in den Stand gesetzt bin, den ungenauen Ausdruck auf Seite 51 näher zu bestimmen und dem Mißverständniß zu entziehen. Ich hatte gesagt, daß „die vom Magistrate den Stadtverordneten vorgelegte Rechnung über die Verwaltung des Hospitals“ die Veranlassung zur Wiederaufnahme der Frage nach dem Eigenthumsrechte des Hospitals gewesen sei, ohne die Art und Weise näher zu bezeichnen. Diese besteht darin, daß eine früher vom Magistrate den St. V. vorgelegte Rechnung (diese hatte ich gemeint) den letzteren Veranlassung gegeben hatte, drei Punkte: die Kaufstellen, Prüfung der Würdigkeit bei der Aufnahme, Information durch einen St. V., in nähere Erörterung zu nehmen. Hauptsächlich war es dieser dritte vom Magistrate den St. V. nicht zugestandene Punkt, welcher jene Hauptfrage von Neuem in das Leben rief. Hierdurch erledigt sich das S. 52 über den Verwaltungsbericht Gesagte.

Wenn S. 53 meines Berichtes von einer Klage gegen den Magistrat die Rede ist, so soll damit nicht ein processualisches Verfahren, sondern eine Beschwerde auf dem Verwaltungswege gemeint sein, obgleich der streng juristische Sprachgebrauch diesen weitern Sinn nicht zuläßt. — Ein Mißverständniß hat ferner die Stelle auf S. 54 hervorgerufen, wo bemerkt ist, daß die Majorität der St. V. „streng genommen“ die Erklärung abgegeben habe, „daß man jetzt Nichts thun, sondern warten wolle.“ — Es ist mir allerdings nicht entgangen, was ich im Dienste der geschichtlichen Wahrheit hier nachzutragen nicht verfehle, daß der Beschluß dahin ging, den Magistrat zu ersuchen, dem Vergleiche die möglichste Ausdehnung zu geben und einen St. V. zur Information über die Hospitalverwaltung zuzulassen; allein ich war und bin der Ansicht, daß dies nur eine Wiederholung der bereits abgeschlagenen, also unwirksamen Bitte sei, wobei außerdem für die Erreichung des Eigenthumsrechtes Nichts gethan ist.

Mit dem aufrichtigen Danke, den ich hierdurch der Theilnahme des Herrn Referenten für das Bürgerblatt abstatte, verbinde ich die Bitte und den Wunsch, daß doch recht viele Leser und Freunde auf diese Weise den Zweck des Blattes fördern mögen. Hasemann.

Das Wochenblatt über das Bürgerblatt in dem Sonnabendstück des 26. Februar 1848.

Als ich das genannte Blatt zur Hand nahm, machte ich — ohne recht zu wissen warum — die Voraussetzung, daß hier mein Bericht über die Sitzungen der Stadtverordneten einen starken Angriff, oder eine Zurechtweisung wegen thatsächlich falscher Angaben erfahren würde; es raunte sich mir etwas von dem Schreckwort in die Ohren: „Philister über Dir, Simson!“ Allein zu meiner Freude fand ich bald, daß der ungenannte Verfasser nicht bloß eine ehrenwerthe Haltung zeigte, sondern auch dem Bürgerblatte ein anerkanntes Zeugniß ausstellte. Er bezeichnet den Ausdruck „Citerbeule“ für den bis jetzt so oft wiederkehrenden Streit über die 30 Thaler als einen harten Ausdruck, und rechtfertigt, unter Bezugnahme auf die Aschengrube und die Brücke über den Wüste-Canal, die Bestimmung, daß es dem Magistrate überlassen sein müsse, Bauten unter 30 Thalern ohne Zustimmung der Stadtverordneten auszuführen. Auch ich habe diese Bestimmung in keiner Weise als ungerechtfertigt bezeichnet und außerdem gesagt, daß es in vielen Fällen für den Baumeister höchst schwierig sei, einen ganz genauen Anschlag zu machen. In meinen Aufzeichnungen aus der betreffenden Sitzung befinden sich die Summen für den Brückenbau u. s. w. bis auf den Pfennig; nur wollte ich der lieben Ersparniß zu Gefallen diese Einzelheiten dem Leser nicht vorführen. Wenn nun das Wochenblatt mich und die Leser des Bürgerblattes zu der Prüfung auffordert, ob hier ein Mißbrauch dem Magistrate oder ein Tadel dem Stadtbaumeister zur Last gelegt werden könne, so scheint es, als ob das Bürgerblatt einen solchen Tadel ausgesprochen habe. Es hat einen solchen nicht ausgesprochen, und ich nehme an, daß der Einsender im Wochenblatte einen Tadel dieses Tadels nicht hat veröffentlichten wollen. — Demnach bleibt — abgesehen von den im Wochenblatte dargelegten, sehr dankenswerthen genaueren Mittheilungen über die betreffenden Summen — die „Citerbeule“ noch zur Heilung resp. Verständigung übrig. Das Wort — ich leugne es nicht — ist stark; allein hier tritt die ästhetische Kritik ein, welche auf einem anderen Blättchen steht als die Kritik der Thatfachen. Ich habe übrigens nichts dagegen, wenn man in diese Citerbeule eine Fontanelle legen, und so ein chirurgisches Bild mit einem andern vertauschen will.

Zum Schlusse wiederhole ich, daß ich dem geehrten Einsender nur dankbar für seine Mittheilungen bin und wünsche, es mögen viele andere so ehrenwerthe Männer unserm Blatte einen gleichen Dienst der Berücksichtigung erweisen. Hasemann.

Beilage.

Die neueste Revolution in Frankreich und die deutsche Politik.

Frankreich hat seine dritte Revolution begonnen; denn Paris ist Frankreich. Ludwig Philipp ist gefallen, weil unter seinen Händen die nationale Politik als ein Opfer der Familienpolitik gefallen war. Die Republik ist auf den Thron der Bourbonen gestiegen und verkündet von Neuem die Freiheit und die Gleichheit. Zwar hat die einstweilige Regierung erklärt, daß Frankreich mit allen Völkern brüderlichen Frieden halten wolle; zwar hat sie sich gegen jeden Krieg ausgesprochen, in welchem die Menschen zum Kanonensutter dienen; zwar kann die neue Bewegung einen schmerzlosen Verlauf ohne weiteres Blutvergießen nehmen; oder sie kann innerhalb ihrer Grenzen durch die sich sammelnden Kräfte der königlichen Familie, der sich die alte Majorität der Kammern, ein großer Theil der alten Opposition, die wohlhabende Klasse, die Nationalgarde der höheren Stände, die Armee, namentlich die in Algier anschließt, unterdrückt werden; aber wie, wenn andere Leidenschaften siegen? wenn der gereizte Löwe seinen Käfig verläßt? wenn ein neuer Bonaparte das gute Theil des siegenden Adlers erwählt? wenn mit den Erinnerungen der alten Republik und der ersten Kaiserzeit das schlafende Gelüste nach Deutschlands westlichen Gauen erwacht? wenn der Rheingott, welcher jetzt wieder, seinen Schilfbart streichend, das Haupt erhebt und es als ein Panier aufpflanzt, um welches sich seine germanischen Söhne schaaren sollen, uns aus der Zahl der vaterländischen Götter entführt werden sollte? Wahrlich Deutschland hat da mehr zu thun, es hat eine heiligere Pflicht zu erfüllen, als bloß die Zeitungen zu lesen; es hat keinen Augenblick zu verlieren, um die Lehren der Geschichte und des Völkerrechts, um die mannhafte Einigkeit als kugelfesten Harnisch anzuziehen und sich den drohenden Gefahren der Zukunft kühn, aber nicht trozig, muthig, aber nicht herausfordernd entgegenzustellen. Das deut-

sche Bewußtsein von der Königsau bis zu den Alpen, vom Ardennerwalde bis zum Niemen und zur March, darf nur ein Programm haben, nur ein Manifest kennen, und dieses heißt: Keine Intervention! Keine Einmischung, weder mit der kriegerischen Waffe, noch mit der diplomatischen Feder! Die Leute jenseit der Vogesen und der Ardennen mögen in dem eigenen Hause thun, was sie wollen: so lange sie uns nicht in das Hausrecht greifen, betrachten wir auch das ihrige als ein geheiligtes. Oder haben wir das Jahr 1792 vergessen, wo unsere Einmischung von den verderblichsten Folgen war? Und kommen unsere westlichen Nachbarn zu dieser oder jener Form ihrer Verfassung, welche den nationalen Wünschen und Interessen entspricht, was sie auf jeden Fall besser wissen als wir, nun dann wird unsere Politik klug und weise sein, d. h. sie wird die Politik der faits accomplis, der vollendeten Thatsachen sein. Durch diese Politik ist England groß geworden; in dieser Politik allein können wir das Heil finden.

Aber wenn wir einmal Grenz wacht halten gegen Westen, so wollen wir es auch gegen Süden thun. Dort ist so eben das stammverwandte Schweizer Volk mit bewunderungswürdiger Mäßigung aus einem kurzen Bürgerkriege hervorgegangen und hat die Befürchtungen einer argwöhnischen Politik Lügen gestraft. Dies Volk ist der natürliche Burgwart unserer südlichen Berge, und wir begehen eine Sünde, wenn wir es etwa deshalb, weil seine Verfassung republikanisch ist, von uns zurückstoßen, wenn wir es in die Arme seiner westlichen Nachbarn drängen, und so diesen den Schlüssel Deutschlands verrätherisch in die Hände spielen. Oder wollen wir deshalb etwa auch ein Frankfurt, ein Bremen, ein Hamburg, ein Lübeck aus unserm Hause weisen, obgleich sie bei uns bleiben, an uns halten wollen? Anders steht es mit dem eisernen Reif in der Habsburger Krone. Die Lombarden und Venetianer sind keine Deutschen, sie sind Italiener; und warum sie zwingen Deutsche zu sein? Ein freier Mann, der neben uns friedlich wohnt, liebt uns, ein Sklav, den wir fesseln, haßt uns! Ja Oesterreich erkennt seine Pflicht, es kann nicht wollen, daß die Lombarden seinen Kaiser hassen und daß dieser Haß das gesammte Deutschland treffen soll. Sie mögen

Italiener sein und wir wollen Deutsche bleiben. Oder wollen wir im Norden der Politik auf den dänischen Inseln, welche ohne Schleswig und Holstein deutsch werden müssen, es wehren, die Brüder diesseit und jenseit der Eider von Deutschland loszureißen, und dieselben nationalen Grundsätze im Süden umkehren? Die Selbstsucht muß dem Rechte weichen. Oesterreich hat angefangen, den Wünschen seiner Italiener Rechnung zu tragen; es wird fortschreiten auf dieser Bahn, und Deutschland wird ihm, als einer deutschen Macht, den Arm der Hilfe leihen. Aber das alte Kaiserhaus, welches in seinen edlen Söhnen neue, verjüngte Sprosse treibt, wird auch seinen Deutschen diejenigen wahrhaft edlen Güter, deren sich die Ungarn erfreuen, nicht vorenthalten. Der welcher einst sprach: „Kein Oesterreich, kein Preußen mehr, sondern ein einziges Deutschland!“ wird die Erfüllung dieses schönen prophetischen Wortes als einen goldenen Reif in seiner Kaiserkrone tragen!

Ist aber Oesterreich über das Erzgebirge zu uns herüber und sind wir über den Böhmerwald zu ihm hinüber getreten, und haben uns auf der zertrümmerten Schranken der alten unseligen Eifersucht die brüderliche Hand gereicht, so ist Deutschland in und durch sich selbst stark genug, um sich zu schützen in den Tagen der Gefahr, und wir brauchen keinen Hilferuf zu senden in das Land jenseit der Weichsel.

Wohl wäre es eine schöne Aufgabe, wenn wir Raum hätten, eine vollständige Heerschau zu halten über alle, welche an Deutschlands Marken und in seinem Schooße Deutsche oder Nichtdeutsche sein und bleiben wollen; wohl würde es die Mühe lohnen, zu suchen und zu gewinnen, das verloren ist; wohl ist es Zeit, daß ein Ernst gemacht werde mit dem Worte: „So aber Deine Hand oder Dein Fuß Dich ärgert, so haue ihn ab und wirf ihn von Dir.“ Aber dringender ist die Pflicht, daß wir darüber einig sind, was wir bei der jetzigen Weltlage für die innere Organisation der Widerstandskräfte zu thun haben. Da gilt es zunächst, die Eifersucht einzelner Stämme und das Mißtrauen zwischen Völkern und Fürsten über Bord zu werfen; da gilt es, daß die Völker vertrauensvoll sich um ihre Fürsten schaaren, daß diese die Vordersien, die Führer

seien; da gilt es, daß die Fürsten die Feder, welche Gesetze schreibt, in das Herzblut ihrer Völker tauchen.

Um stark nach Außen zu sein, müssen wir einig nach Innen sein. Wir wollen aber diese Einigkeit nicht erst aus dem Nichts schaffen; wir wollen bloß wiederholen, was schon anderwärts ausgesprochen ist, um das Echo dieser nationalen Gesinnung weiter zu geben. Fürsten wie Völker fordern eine stärkere und einheitlichere Organisation aller Kräfte und Gewalten, als wir sie bisher besessen haben, und bei der Bundesversammlung zu Frankfurt hat in den letzten Tagen diese Forderung einen officiellen Ausdruck gefunden. Unsere nächsten und dringendsten Wünsche lauten einfach dahin: 1) Für die vorhandenen militärischen Kräfte des Bundes wird sofort ein Oberbefehlshaber mit ausgedehnter Vollmacht hinsichtlich der Vertheidigung ernannt. 2) Die übrigen kampffähigen Männer werden organisirt und wehrhaft gemacht.

Es folgt hieraus, daß alle deutschen Kammern, und somit auch der preussische vereinigte Landtag, unverzüglich berufen werden. Was dann für eine gemeinsame deutsche Civilgesetzgebung, für die Einheit des Postwesens u. s. w. geschehen soll, bleibt der weiteren Beschlußnahme der Fürsten und ihrer Völker vorbehalten, und die Presse — für jetzt frei oder unfrei — wird sich ihrer Aufgabe würdig zeigen. Wir aber haben nur an unserem bescheidenen Theile beitragen wollen, um die Einheit der öffentlichen Meinung für die gefahrenschwängere Zeit zu fördern.

Anfragen.

Das lutherische und das reformirte Gymnasium, früher städtische Anstalten, sind bekanntlich mit den Franckeschen Stiftungen vereinigt worden. Wie, unter welchen Bedingungen hat dabei die Stadt Halle ihre Rechte gewahrt?

Ueber das Inventar der Stadt Halle

wünschen mehrere Bürger eine dahin gehende Auskunft, daß ein Verzeichniß desselben zu ihrer Kenntniß gebracht werde.

* * *

Die Ereignisse der letzten Tage haben uns die Pflicht auferlegt, in Kürze diejenige Stellung zu bezeichnen, welche wir diesen Bewegungen gegenüber einnehmen. Der Verleger hat geglaubt, dem bereits fertig gedruckten Hefte seinen Inhalt nicht verkürzen zu dürfen, und deshalb unserem Artikel: „die neueste Revolution in Frankreich und die deutsche Politik“ in einer besonderen Beilage Raum gegeben. Wir hoffen, daß auf diese Weise das Bürgerblatt den Erwartungen seiner Leser entgegen kommt.

D. Red.

Inhalt.

	Seite.
Öeffentliche Sitzungen der Stadtverordneten zu Halle am 24. Januar, am 7. und 14. Februar 1848.	89
Zur Geschichte der neuesten religiös-kirchlichen Bewegungen, deren Mittelpunkt Halle gewesen ist	98
Bericht über die Bürgerversammlungen im Januar und in der ersten Hälfte des Februar 1848.	101
Merkwürdigkeiten von Halle	104
Öeffentliche Nütze	105
Die Arbeitsnachweisungs-Anstalten in Deutschland	106
Ein neuer Erwerbszweig für Arme	109
Ein Vorschlag über die Straßenreinigung	110
Leichenkassen und Bearäbnisse	112
Der zweite Pariser Frieden	114
Der Bildungsverein für Arbeiter in Hamburg	118
Sprachliches	120
Der Personenverkehr in Paris	123
Londons Größe	123
Die größten Kirchen Europas	124
Das Chloroform	124
Ein Mittel gegen Rossflecken in weißer Wäsche	126
Zeiten und Sitten	126
Der Bart des Mannes	127
Anekdoten	127
Räthsel	128
Auflösung der Räthsel im Februarhefte	128
Das Rossfleischessen auf der Traube bei Halle am 19. Februar 1848	128
„Auch eine Röhrwasser-Angelegenheit“	130
Hilfe für die armen Schlesier	130
Der Bericht über die Hospital-Angelegenheit	131
Das Wochenblatt über das Bürgerblatt in dem Sonnabendstück des 26. Februar 1848.	132
Beilage: die neueste Revolution in Frankreich und die deutsche Politik	133
Anfragen und Notiz	auf dem Umschlage.

Das Bürgerblatt erscheint monatlich und ist der Pränumerationspreis für Halle und unmittelbare Abnehmer 7½ Sgr. pro Vierteljahr.

Der Preis außerhalb Halle und im Buchhandel beträgt 1 Thlr. 10 Sgr. für den Jahrgang.

Inserate zum Abdruck auf den Umschlag werden von der Verlags-handlung angenommen und mit 1 Sgr. pro Zeile berechnet.

Ed. Seynemann.
Märkerstraße No. 453.

Z. Fr. Henrich
383.

Rep. 31

Bürgerblatt.

Monatschrift

zur Förderung des Gemeindelebens, zur Belehrung
und zur Unterhaltung

für

Halle und Umgegend.

1848

mar.

